Biogr. 3306 t

Fiche

Maximilian Robespierre

Maximilian Robespierre
in seinem Privatleben

geschildert

von einem Gefangenen
im Pallast Luxenburg.

Aus dem Französischen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

T 85/575

Maximilian Robespierre

in

seinem Privatleben.

)(

Vorrede
des Uebersetzers.

Vielleicht ist in der ganzen Zeit der Revolution kein Buch erschienen, welches so verdächtig wäre, als die

Vie privée de M. Robespierre, die im Maymonat zu Paris heraus kam, und kaum einen Tag nach ihrer Erscheinung verschwunden war. Unter der Larve eines Patrioten greift der Verfasser seinen Helden, den er zu schützen sucht, grade von der gefährlichsten Seite an, indem er ihn nicht als einen selbsthandelnden Mann, sondern als die Maschine fremder Einflüsse darstellt. — Gewiß, Robespierren konnte nichts kränkenderes wiederfahren, und die Schmeicheleien,

die er ihm hie und da macht, konnten jene Kränkungen nicht aufwiegen, indem sie zu Bürgen jener Meinungen wurden. Der Uebersetzer verbürgt keines von allen Factis, die hier angegeben werden, so wie die geäußerten Grundsätze auch nicht die seinigen sind. Er giebt das Buch, wie er es aus der Hand eines reisenden Freundes erhielt, der es von der bettelnden Familie eines guillotinirten Revolutionshelden gekauft hatte. Vielleicht sind hie und da Spuren der Schnelligkeit

der Uebersetzung; diese mag das Bestreben entschuldigen, die Neugier des Publikums so schnell als möglich zu befriedigen.

An Maximilian Robespierre.

Bürger-Repräsentant!

Die Geschichte deines Lebens weihe ich dir selbst. Wem sollte ich sie sonst wohl zueignen? Sie enthält Wahrheit, und

ich bin überzeugt, daß du sie nicht verdammen oder proscribiren wirst, da du selbst die Wahrheit so sehr liebst. — Du würdest in dem Augenblicke ihr Feind werden, wo du sie nicht über dich selbst hören wolltest.

Indessen kann es wohl seyn, daß deine Weisheit meine Schrift darum verdammen muß, weil sie mit deinen Planen über die Zukunft nicht harmoniert, weil sie das zerstöret, was du erst zu vollenden denkst, und dich, den ein tausendstimmiger Jubel des Volks anbetet, und auf den republikanischen Thron hebt, in einem Lichte zeigt, in welchem du nur erst dann gesehen seyn willst, wenn alle

deine Absichten an ihrem Ziele sind. — Das muß ich erwarten, oder vielmehr, das muß diese Schrift selbst erwarten, denn ich habe nichts zu fürchten.

Vielleicht scheint es dir sonderbar, Bürger-Repräsentant, daß ich so dreist sage: ich habe nichts zu fürchten. Es muß dies dir so scheinen, denn sonst müßtest du deine Macht nicht kennen, die ich so sehr gefühlt habe, noch fühle, aber, Gottlob! nicht lange mehr fühlen werde.

Zu einer Zeit, da du noch unbemerkt einhergiengst; da du vor dem Wunsche, das zu seyn, was du jetzt

wirklich bist, eben so erschrocken seyn würdest, als du jetzt vor der Ahnung erschrecken magst, aufzuhören, das zu seyn, was du bist; da du noch, ein Genosse des Volkes, welches jetzt dein Sklave ist, den Demagogen folgtest, wie dies Volk jetzt dir selbst folgt; da du immer in der Ferne standst, und mit lauerndem Auge auf die Minen der Bürger sahst; da du — vielleicht ohne große Absichten, gewiß ohne die unbegränzten Hoffnungen, in deren Besitze du bist, — den Charakter des Volks studirtest, welches du jetzt lenkst; da du noch Maschine warst: — da trug ich die Sache der Freiheit schon in meinem

Herzen, da stand ein Ideal von Republik in meinem Kopfe auf, welches ich jetzt an die Wände deines Kerkers mahle, und welches die Guillotine nächstens zerstören wird. — Es war eine Republik auf Einsicht und Menschlichkeit gegründet, ein Traum, der nicht nach Frankreich, nicht in diese Welt gehöret, wo das Volk nie zur Einsicht emporsteigt, wo die Feinde des Volks alles thun, um die Schöpfer einer beglückenden und des Menschenadels würdigen Verfassung zu Blutströmen zu zwingen.

Damals warbest du um meine Freundschaft. Du empfiengst sie, denn du

warbst auf eine edle, des freien Bürgers würdige Art. — Ich sah dich gern, denn ich sah die Hoffnung des Vaterlandes in dir; ich hatte nicht Menschenkenntniß, nicht Ahnung der Zukunft genug, um auch seine Gefahren und seine Wunden in dir zu sehen.

So lebten wir eine lange Zeit, bis du meiner nicht mehr zu bedürfen schienst, um das zu werden, was du dir vornahmst. Dies hast du zwar nie recht gewußt; denn mit jedem Tage, der dir neue Hoffnungen gab, wuchsen auch deine Wünsche, und du bist, — so sonderbar dies auch klingen mag, —

ermuntert durch die ersten Begünstigungen des Ohngefährs und des Zufalls, mehr geworden, als du je zu hoffen wagtest. So wie einer deiner Wünsche erfüllt wurde, keimte ein neuer auf, und der junge Schoß war immer frecher und übermüthiger, als der Stamm, aus dem er hervorsproßte.

Es sey fern von mir, dir Klugheit und Kenntniß der Menschen und der Franzosen abzuleugnen, die du so oft bewiesen hast, und ohne welche du nie an das Ziel gelangt wärst, an welchem du stehest; aber es sey mir auch erlaubt, dem Glücke den Antheil an dei-

ner Höhe — vielleicht auch Größe — zu lassen, der ihm gebührt, und den du ihm selbst nicht streitig machen wirst.

Grade um dieser Höhe willen schreibe ich jetzt dein Leben, so wie ich es aus deinem eignen Munde in den Stunden der alten Vertraulichkeit vernahm, und wie es größtentheils einer deiner Verwandten — einst mein Gefährte in einem deiner Gefängnisse — mir bestätigte. Ich bin der Wahrheit strenge treu geblieben; ich würde es für einen zwiefachen Frevel gehalten haben, sie hier zu verletzen, da das Volk auf dich sieht,

und von dir so viel erwartet. — Du wirst es auch selbst finden, daß ich an manchen Orten sogar deine eignen Worte beibehielt; du würdest noch mehr davon überzeugt werden, daß ich nur Wahrheit wollte, wenn du meinen Namen wüßtest.

Diesen verschweige ich. Den Franzosen kann er gleichgültig seyn, und dir selbst muß er es noch mehr seyn; denn bei dir kann der Name die Wahrheit nicht entscheiden, und bei den Franzosen soll er es nicht.

Vergebens wirst du nach ihm forschen. Ehe diese Schrift erscheint, ist er vielleicht

— (warum vielleicht?) — gewiß schon unter der Guillotine gefallen. Was soll er auch? Er ist noch viel zu voll von Vorurtheilen, d. h. von Menschlichkeit und von einer ängstlichen Berechnung der Zukunft gegen die Gegenwart, als daß er nicht weit mehr Schaden als Nutzen stiften sollte. Jetzt sehe ich es ein, daß ohne den Entschluß zu unmenschlichen Handlungen, die allein die Nothwendigkeit entschuldigen kann, die gegenwärtige Gestalt der Dinge nicht hervorgehen konnte. Jetzt sehe ich ein, daß man um so weniger Blut hätte vergießen dürfen, je früher man es vergossen hätte. Aber es ist mir doch sehr

lieb, daß es nicht durch mich geschehen ist.

Schon diese einzige Bemerkung sagt dir, daß die Revolution auch im Kerker meine Geliebte blieb. — Sie wird es noch unter der Guillotine seyn. — Während der einsamen Stunden meiner Gefangenschaft habe ich mich damit beschäftigt, deinen Gang zu verfolgen, auf seinen Spuren deinen Geist zu begleiten, in deinen Maasregeln deine Zwecke, und in diesen Zwecken, — einen nicht verwerflichen Egoismus abgerechnet — Frankreichs Glück zu sehen.

)( )(

Je mehr ich aber davon sah, um desto lieber wird es dir seyn, daß der Kopf gefallen ist, der dir so nachzugrübeln wußte.

Nachschrift.

Das Revolutions-Tribunal ist gerecht. Dies wissen die am besten, die vor demselben standen, und es einzusehen im Stande sind, daß in den Zeiten der Unruhen und Gährungen der Verdacht eines Verbrechens, und die Gesinnung, welche zu künftigen Verbrechen aufgelegt

macht, eben so strafbar seyn muß, als das wirkliche Verbrechen. Es hat meinen Freund Antoine J. freigesprochen, mich wird es verdammen, denn ich tauge nicht in die jetzigen Händel, und bin es vielleicht nicht einmal werth, in einem wohlverwahrten Kerker so lange aufgehoben zu werden, bis ich nicht mehr schaden kann.

Die Freundschaft mit Antoine schloß ich im Kerker, wo man, wie überall im Unglück, sehr feste Freundschaften schließt. Morgen verläßt er ihn, und ihm gebe ich diese Handschrift mit. Er wird klug genug seyn, sie so unter die Presse

zu bringen, daß man ihn nicht entdecken, zum Mitschuldigen meines Verbrechens machen, und, wenn ich unter der Guillotine gestorben bin, von neuem in den Kerker schleppen wird.

Es ist Gefälligkeit gegen mich, daß er diese Schrift mitnimmt, und unter die Presse bringen will. Sollte er dies aber mit einiger Gefahr thun, so wäre es mir lieber, wenn er sie im Feuer vertilgte; denn ich mögte ihn nicht gern von neuem in die Gefahr bringen, der er jetzt so glücklich entronnen ist.

Sollte er aber mehr wagen, als ihm die Klugheit rathen kann, sollte er

es nicht auf die Art wagen, welche die Klugheit für die einzige und die beste erklärt, sollte er deinen Spionen und Richtern in die Hände fallen: — dann, Bürgerrepräsentant, zeige die Grosmuth, in welche du dich so sehr verliebt hast, zeige sie in der That, laß dir nicht am Scheine gnügen, und verzeihe ihm die Theilnahme an einem Vergehen, welches du an mir vielleicht strafen mußtest.

Denkwürdigkeiten

Maximilian Robespierre's.

Ich bin überzeugt, daß alle meine Zeitgenossen in und ausserhalb Europa, zu deren Ohren der berühmte Name meines Helden gekommen ist, mir nicht widersprechen werden, wenn ich ihn für den größten und merkwürdigsten Mann seines Jahrhunderts erkläre.

Es ist dies nicht die schriftstellerische Vorliebe für den Mann, zu dessen Biographen ich mich aufgeworfen habe, eine Vorliebe, die in den Zeiten der Despotie, wo man glaubte, nur der König sey merk-

würdig, und der König habe das Vorrecht merkwürdig zu seyn, so viel Lächerlichkeiten erzeugt hat; es ist dies meine wahre Ueberzeugung. Auch zweifle ich nicht daran, daß jeder Leser, — und diese Schrift wird der Leser viele haben — der sie in die Hand nimmt, mir beistimmen wird, sollte er auch das Beiwort berühmt, nach seiner individuellen Ueberzeugung, über welche ich nicht entscheiden mag, lieber in berüchtigt verwandeln wollen. — Ich wähle das ehrenvollere Beiwort, weil ich mich nicht zu seinem Richter aufwerfen mag, sondern es der Zukunft überlassen will, durch den Mund der unpartheiischen Nachwelt sein Urtheil zu sprechen. Diese allein wird urtheilen können, ob seine letzten Zwecke moralischen Werth hatten, ob sie frei von allem Egoismus waren, und ob die Schlachtopfer, die er niederwarf, der Na-

tion und ihrer Wohlfarth oder seinem Stolze geschlachtet wurden. Sie allein wird auch seine Mittel mit seinen Zwecken in parallel stellen, sie wird über die Zweckmässigkeit und Rechtmässigkeit derselben urtheilen, und ihn entweder verdammen, daß er nicht sanftere wählte, oder ihn wegen der jetzt anscheinenden Grausamkeit derselben entschuldigen, indem sie gesteht, daß er alles gethan habe, was menschliche Einsichten vermögen, und daß alles Blutvergießen, welches man so gern über seinen Kopf bringen mögte, nur durch die Umstände und die Machinationen derer verursacht ward, deren Blut vergossen werden mußte.

Es ist etwas sehr leichtes, das Zutrauen einer Nation ganz zu gewinnen, so bald man auf dasselbe durch Geburt oder durch die Würde, welche man bekleidet, gegründete An-

sprüche hat. Eben so leicht ist es, eine organisirte Nation, welche den Willen der Individuen dem allgemeinen Willen d. h. dem Gesetze unterworfen hat, zu lenken, und in dem Gleise zu erhalten, in welchem sie einmal gewohnt ist zu gehen. — Dies ist das, was es den Königen und den ersten Staatsmännern wohl eingerichteter Staaten so leicht macht, groß zu scheinen, und um so leichter, je weiter der Vorgänger von dem Punkte entfernt blieb, den man hier einmal als den Punkt der Größe angenommen hat. — Es wäre unnütz, hier Namen anzuführen; es hat nie einen Staat gegeben, der nicht einmal einen Mann von dieser Art gehabt hätte.

Etwas ganz anders aber ist die Größe eines Mannes wie Maximilian Robespierre. Er verdankt sie sich ganz allein, er hat sie

ohne Beistand errungen, er hat sogar eifersüchtig jeden Rath und Beistand gefürchtet, er hat nie jemanden seine Plane entdecken können, nie in Verlegenheiten einen Freund um Rath bitten, oder in Gefahren seine Hülfe hoffen dürfen. Er hat sich der Menschen nur dann bedient, wenn sie seine Sklaven waren, und ihm gehorchen mußten. Sie schienen dann nur für sich selbst zu arbeiten, und blieben gleichwohl immer nur Werkzeuge in seiner Hand.

Dies alles, und vorzüglich diese Festigkeit des Charakters würde schon dann unsere Bewundrung verdienen, wenn wir diesen Mann an einem Hofe sähen, wo er mit dieser überlegenden Kälte, mit diesem eisernen Selbstvertrauen und dem ewigen Hinblicken auf einen einzigen Punkt sich einen Weg zu der höchsten Gewalt durch alle Arten von

Kabalen gebahnt hätte; wenn wir ihn nie von irgend einer Schwäche, von irgend einer kleinen Selbstsucht überrascht, und endlich am Ziele, und von allen, die ihn vorher verachteten, gehasset und gefürchtet sähen. — Und was ist ein Hof mit allen seinen Chikanen und Kabalen gegen die jetzige Lage Frankreichs? Was wollen die Machinationen von Lieblingen und Maitressen gegen die Verschwörungen und die tiefliegenden Plane, die, in den Zeiten der Revolution, Ehrgeiz, Selbstsucht und Eigennutz auf die Leichtgläubigkeit der Menge bauen, deren Ueberzeugung eben so feil ist, als ihre Fäuste? Es mag immerhin schwer seyn, das Zutrauen eines Regenten oder das Zutrauen einer Nation zu gewinnen, gewiß ist es doch, daß wenn man jenes einmal besitzt, es unendlich leichter erhalten wird, als

dieses. So schwer, und ungern ein Regent mit seinen Lieblingen wechselt, grade so leichtsinnig und gern thut es ein Volk mit den seinigen. Wenn irgend ein Schritt des Lieblings, irgend ein Rath, oder selbst eine entdeckte böse Absicht ihm denselben verdächtig machen sollte, so hat er in dem Herzen desselben sogleich einen Fürsprecher, es wird ihm leicht, sich zu rechtfertigen, und wenn er irgend einige Schlauheit besitzt, ohne welche man nie den Ehrgeiz haben sollte, Fürstenliebling zu seyn, so wird er eben diese Entdeckung so benutzen können, daß er noch mehr an Zutrauen dadurch gewinnt. Hat aber auf der andern Seite der Liebling einer Nation sich ein einziges mal verrathen, hat das Volk nur einmal gesehen, daß nicht seine Wohlfarth allein der Zweck seiner ganzen Thätigkeit ist, daß er noch

andere Absichten damit verbindet, so ist seine Liebe unwiederbringlich verlohren. Es glaubt nun, den Verräther entdeckt, ihm die Larve, welche er aus Unvorsichtigkeit verlohr, abgerissen zu haben, und haßt nun eben so sehr, als es liebte, und verabscheut in dem Grade, in welchem es anbetete.

Dies ist um so gewisser der Fall, je eifersüchtiger das Volk auf seine Rechte ist, und dies ist es um so mehr, je jünger der Besitz dieser Rechte ist. Die Gewohnheit stumpft uns gegen alles ab, und macht uns sogar gegen die heiligsten Rechte gleichgültig. Wenn ein Perikles und Cäsar sich in der Gunst des Volkes erhielten, so verdient dies unsere Verwunderung lange in dem Grade nicht, als wenn ein Robespierre lange der Liebling der Franzosen blieb.

Denn er ist der Liebling einer Nation, die den eisernen Druck einer Despotie abgeworfen, und sich in den Besitz einer Freiheit gesetzt hat, die mehr den Namen der Zügellosigkeit verdient, da sie ohne Gesetz, oder dem Gesetze noch nicht subordinirt ist. Je mehr sie seinen heimlichen Absichten, der Gewinnsucht, dem Streben nach Unthätigkeit und Wohlleben fröhnt, um desto theurer wird sie ihm seyn, und um desto eifersüchtiger wird er nur dieselbe machen. Bedenkt man nun ferner, daß dies Volk das französische ist, so steigt unsere Verwunderung noch höher. Diese Nation kann nur auf Extremen stehen; sie kniet entweder vor Monarchen, und beut ihren Rücken den Geiselschlägen ihrer Willkühr gehorsam dar, oder sie bravirt das Gesetz, und jeder einzelne glaubt in seiner Person das Gesetz

repräsentirt; sie erhebt sich entweder zu dem höchsten Grade der Tugend und Größe, oder sinkt auf die letzte Stufe des Lasters und der Geringschätzung hinab. Sie kann auf dem Mittelpunkte zwischen beiden, welcher der eigentliche Platz irdischer Vollkommenheit und der Menschenbestimmung zu seyn scheint, nicht wohl stehen. Hierzu kömmt nun noch der grenzenlose Flattersinn, der uns seit so langer Zeit vor allen Völkern charakterisirt hat, der uns das Alte, so viel Werth es auch immer haben mag, verhaßt, und das Neue, wenn es auch aller Vorzüge entbehrte, blos dieser Neuheit wegen, so sehr werth macht. Wir sind gar nicht geneigt zu grübeln, und über den Werth einer Sache tief nachzudenken, wir verlassen uns auf den ersten Anblick, und nehmen, einer gewissen Gutmüthigkeit gemäß, jeden

Schein für ächt. Nur darf freilich unser Mistrauen nicht rege werden, denn auf diesen Fall sind wir in Muthmaßungen, Ahnungen und Möglichkeiten grade so unerschöpflich und unermüdet, als wir vorher zu bequem dazu waren.

Um so mehr fällt dies alles aber auf, wenn man bedenkt, daß es Robespierre selbst war, der das Volk auf diese Rechte aufmerksam, stolz und eifersüchtig machte, der es für dieselben in den Harnisch jagte. Man glaube nicht, daß die Liebe der Franzosen zu Robespierre jetzt eine Art von Dankbarkeit dafür sey, daß er ihnen diese Rechte verschaffte. Die Folge der Geschichte wird zeigen, daß das Volk die wichtigsten Schritte zur Erlangung dieser Rechte längst gethan hatte, ehe Robespierre erschien, und das Volk ist nicht gewohnt, einem das anzurech-

nen, was es ihm nicht verdankt. Ueberdem ist Dankbarkeit eine Art von Tugend, die sich wohl bei Individuen annehmen läßt, die aber nie bei Nationen statt findet. Sie gehört zu den lästigsten, und wir glauben, uns von ihr am aller ersten lossprechen zu können. Sollte es nun wohl eine so allgemeine Stimmung der Bürger eines Staats geben, daß alle in dieser Rücksicht nur eine Gesinnung hegten, und daß keine Art von Eigennutz gegen dieselbe etwas ausrichtete? Ich zweifle sehr, und ich glaube, die Geschichte bestätiget meinen Zweifel.

Wenn diese Biographie — welche fürs erste die Neugierde meiner Mitbürger befriedigen mag — einer Apologie bedürfte, so mag dies genug seyn. Ich bin überzeugt, die Freunde und Feinde Robespierre's wer-

den sie mit gleicher Begierde ergreifen, und ich werde mein möglichstes thun, daß sie dieselbe nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Ich bin Robespierre's Freund gewesen, und kann mich, trotz der Lage, in welcher ich mich durch ihn befinde, nicht entschließen, ihn zu hassen, und noch weit weniger, ihn zu verachten, welches wohl nicht leicht ein Mensch im Stande seyn wird. Einst waren wir genauer verbunden; ich hatte sein Vertrauen, weil er damals noch meines Einflusses, und selbst des Creditives meiner Freundschaft bei dem Volke bedurfte. Er erhob sich nachher über mich, und verließ mich ganz, weil sich wichtigere Verbindungen ihm darboten. Daraus mache ich ihm keinen Vorwurf; ich war ein Mittel zu seinem Zwecke, und so stehe ich vielleicht mit dem ganzen Frankreich in

einem Range. Es ist mein Trost, mit meinem Vaterlande ein Schicksal zu theilen.

Meine Absicht bei dieser Lebensbeschreibung ist nicht, Robespierre in den Weg zu treten, und ein Gemälde von ihm zu entwerfen, welches ihn so verhaßt machen sollte, als er jetzt beliebt ist; denn auf diesen Fall müßte ich meine Zuflucht zu der Lüge nehmen, eine Sache, zu welcher ich mich nicht entschließen kann. Auch müßte ich Robespierre gar nicht kennen, ich verdiente nicht sein Biograph zu seyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß ihn diese Lebensbeschreibung im geringsten von seiner Bahn abbringen würde. Er hat in seinem Genie tausend Mittel gegen weitwirksamere Maschinen, und alles, was ich ihm abzwinge, ist vielleicht ein Lächeln, an welchem

Mitleid mit mir, und das Gefühl seiner Wichtigkeit gleich viel Antheil haben.

So uninteressant ihm aber das Ganze auch seyn mag, so wenig kann es der Nation seyn, deren Schicksal und Wohlfarth jetzt ganz allein an diesem Manne hängt. Die kleinste Anekdote von ihm verdient aufbehalten zu werden, denn in ihr liegt oft ein Verräther des Charakters, der, bei aller seiner anscheinenden Offenheit, zu den versteckteften gehört, die es je gegeben hat.

Ohne Vorurtheil habe ich ihn betrachtet, weder für noch wider ihn, ich habe ihm weder geschmeichelt, noch ihn verächtlich zu machen gesucht. An dem Orte, wo ich jetzt bin, hört man auf Partheigänger zu seyn. Im Kerker hat man keine Hoffnungen mehr, und auf den schwarzen Grund der Gefängnißwände lassen sich nicht wohl freundliche

Aussichten mahlen. Ich habe noch eine Aussicht, die Guillotine und die Ewigkeit, auf diese bereite ich mich vor, und wenn mich noch irgend etwas an diese Welt erinnert, wenn irgend etwas mir noch Interesse abgewinnen kann, so ist es allein die Sache der Freiheit, für welche ich lebte und sterbe.

Der Ursprung des Robespierre liegt ganz im Dunkeln. Vielleicht ist er selbst nicht einmal genau davon unterrichtet, denn auch von ihm selbst habe ich nie das geringste erfahren können. Er schien mir vielmehr immer diesen Punkt zu vermeiden, ob ich mir gleich nie vollwichtige Gründe dieses Vermeidens habe denken können. Da sein Geist, der über alle Vorurtheile so ganz hinaus ist, auch diejenigen verachtet, die von der Geburt abhängen, so habe ich mich um so mehr darüber wundern müssen, daß er seinen wahrscheinlich niedrigen Ursprung verborgen hat, da eben die Nie-

drigkeit desselben ihn dem Volke, um dessen Gunst er so sehr buhlt, würde empfohlen haben.

Von seinen Eltern ist so gut wie gar nichts bekannt. Seine Mutter starb einige Jahre vor der Revolution, in einem eben nicht sehr hohen Alter. Leute, die sie von Person kannten, versicherten, daß sie von einer ausserordentlichen Schönheit gewesen sey, und daß sie zu den beliebtesten Weibern ihrer Periode gehört habe. Als ich im vorigen Jahre auf einer Reise durch Arras kam, wo sie einen sehr großen Theil ihrer Jugend verlebt hat, hörte ich ein paar Bürger an einem öffentlichen Orte sich von Robespierre, der damals schon der Liebling der Nation war, unterhalten. So gut es sich wollte thun lassen, verbarg ich meine Neugier, mit welcher ich auf ihre

Erzählung lauschte. Sie ward aber nicht befriedigt; die beiden Bürger sprachen mehr von der Mutter, als von dem Sohne, und der Vater ward gar nicht erwähnt. Endlich sagte der eine: „Wer hätte das „in ihm gesucht, als er noch Waisenknabe „hier war? — „Warum nicht?" — fiel „ihm der andere ein, —" wer weiß denn „wer sein Vater ist? Der Bischoff hat ihn „nicht ohne Grund so lieb gehabt, und „ihn nicht ohne Absicht zum Deputirten „der constituirenden Versammlung ernannt, „auch glaube ich, daß seine Mutter wohl „wußte, wie schön sie war. —" Ich hoffte ietzt mehr zu erfahren, aber die Herren waren nun wieder auf die Mutter gekommen, und alles, was sie sagten, mogte für sie sehr interessant seyn, mir selbst war es das nicht.

Wenn man nun aber auch von dem Vater des Robespierre fast gar nichts weiß — Muthmaßungen abgerechnet, auf die ich nachher kommen werde, — so ist man doch nicht ganz so arm an Nachrichten von der Mutter. Es ist gewiß, daß sie eine Schwester Damiens war, der im Jahre 1760 wegen eines Attentats gegen das Leben Ludwigs XV. als Königsmörder hingerichtet wurde. Robespierre ist vor der Hinrichtung gebohren, und mag um diese Zeit etwan 8 — 10 Jahre alt gewesen seyn. Seine Mutter und ihr Bruder, die beide von dem damaligen Despoten sehr gekränkt, und in Rücksicht ihrer Güter sehr beeinträchtigt waren, hegten von jeher einen Haß gegen Ludwig den XV. der bald in einen allgemeinen Haß gegen alle Herrscher übergieng. — Damiens war ein entschloß-

ner, seinen Groll still für sich tragender Mensch, dem es aber, troß des Gefühls der Mißhandlungen, die er erfahren zu haben glaubte, immer an dem Muthe fehlte, der allein den Entschluß zu einer kühnen That bewirkt. Seine Schwester, feuriger und aufbrausender als er, dabei reizbarer und leichter gekränkt, spornte ihn an, Gerechtigkeit zu suchen, wo sie nicht zu finden war, und wenn sie ihm nicht werden sollte, sie sich selbst zu verschaffen. Aber es fehlte ihm immer an der Entschlossenheit, die man haben muß, wenn man irgend etwas, blos auf sich fußend, und von allem übrigen Beistande entblößt, unternehmen soll. — Endlich ward Damiens, wie bekannt ist, die Maschine einer Faktion, und wenn man gleich nicht darthun kann, daß seine Schwester zum Daseyn dieser Faktion und zu ihrem

Ausbruche durch den geheimen Einfluß ihrer Schönheit etwas beitrug, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie es war, welche ihrer Familie und dem Bruder, welcher so lange schon einen Haß gegen den Thron im Herzen trug, den Auftrag verschaffte, die Rache anderer mit der seinigen zu vollziehen.

Die Wahrheit dieser Nachricht, daß Robespierre ein Neffe Damiens sey, ist nicht zu bezweifeln. Ich begreife nicht, wie man hie und da die Sache nur als Gerücht hat mittheilen können. Hat man Robespierre schonen wollen? Warlich eine eigne Art von Schonung, die er sich selbst nicht erweist; denn mehr als einmal hat er mir gesagt, daß er ein Neffe Damiens sey.

Auch sehe ich gar nicht ab, was er da zu läugnen hatte. Selbst wenn die Despotie noch Statt fände, welche ihre Feinde

gern bis in das tausendste Glied verfolgt, hätte Robespierre nie seine Verwandschaft verleugnen müssen. Es ist Thorheit, sich wegen seiner Eltern zu brüsten, es ist Thorheit sich seiner Eltern zu schämen, und das Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, gehört zu dem dummsten, was man je gesagt hat. Wenn man nun aber bedenkt, in welcher Periode Robespierre lebt und wirkt, wenn man bedenkt, wie er selbst handelt, und wahrnimmt, daß jede seiner Thaten ein unleugbares Dokument des unvertilgbarsten Tyrannenhasses ist, so sehe ich nun vollends nicht ein, warum man es leugnen will, daß Robespierre der Neffe eines Königsmörders ist.

Selbst dann, wenn er es nicht zugestünde — nur müßte er es freilich nicht leugnen, — würde ich mich durch man-

ches bestimmen lassen, das zu glauben, was andere, trotz seines Zeugnisses, nicht glauben wollen. Robespierre hat den festesten Körper, eine unerschütterliche Gesundheit, die jedem Angriffe trotzt, und nur dann wankt, wenn seine Politik es befiehlt. Er ist ein schöner Mann, ein Mann von ungemeinem Ehrgeiz, und hat sich gleichwohl nicht auf die Bahn des Hofes und der kriechenden Schmeichelei locken lassen.

Aus diesem allen lassen sich Beweise für jene Meinung nehmen, die allenfalls das Gerücht bestätigen könnten, wenn seine Zusage und sein eignes Geständniß es nicht unleugbar bekräftigten. Damiens gehörte zu den stärksten Menschen seiner Zeit, und die Anekdote ist bekannt, daß der Henker bei seiner Hinrichtung mit einem Beile die Lendenmuskeln unter der Schaam zerhauen

mußte, weil die Pferde, welche ihn viertheilen sollten, nicht im Stande waren, sie zu zerreißen *). Es giebt noch viele Menschen, die ihn als einen sehr schönen Mann gekannt haben, und es ist nicht unbekannt, daß er eine ganze Zeit hindurch der Liebhaber eines Frauenzimmers war, welche durch die Freuden, welche Höhere ihr

---

*) Man wundert sich über die jetzige Gleichgültigkeit des Volks gegen die Blutströme der Guillotine. Diese Gesinnung herrschte von jeher bei den Franzosen. Folgender Zug mag es beweisen. Als die Pferde sich sehr anstrengten, Damiens zu zerreißen, und von den Henkern sehr angetrieben wurden, rief eine Dame, die aus den benachbarten Fenstern mit unverwandten Augen zusah: ah! les pauvres chevaux!

A. d. U.

gewährten, nicht befriedigt wurde. Dies alles könnte man aber auch aus dem vorzüglich schönen Körperbau seiner Mutter erklären, man könnte es völlig leugnen, und sich darauf berufen, daß auch häßliche Eltern sehr oft die schönsten Kinder erzeugen, oder wenigstens zu erzeugen scheinen. Ich mögte daher fast mehr auf den Charakter desselben fußen, dessen Hauptgrundlage ein von der frühesten Kindheit eingewurzelter Königshaß ist, welcher durch mancherlei Vorfälle seines Lebens mehr und mehr genährt ward. Dieser Haß liegt so tief, und ist so gewaltig, daß ich fast behaupten mögte, wäre die Revolution nicht seinen Absichten zu Hülfe gekommen, hätte sie ihm nicht die Gelegenheit dargebothen, ihn zu äussern, er würde wie sein Oncle gestorben seyn. Daß man sich aber nicht

wundere, daß Robespierre der Zeit nicht vorgriff; er wußte sehr gut, was er noch erleben würde, er ward für die Rolle erzogen, die er jetzt spielt, und es gab vielleicht keinen Menschen, der so früh die Revolution kannte, und so bestimmt sie berechnete, als gerade Robespierre.

Die französische Nation hat die Last des Despotismus, welche sie jetzt so glücklich abgeschüttelt hat, schon seit den drei letzten Regierungen gefühlt, und nicht erst unter der Regierung Capets erscholl das entehrende Geschrei von einem National-Banquerout, man kannte es schon seit den frivolen Kriegen und unsinnigen Verschwendungen seines Vorgängers. Schon damals existirte das Gefühl für Rechte, welche wir jetzt besitzen und ausüben; schon damals ahnete man die Nothwendigkeit, sich in den Besitz dersel-

ben zu setzen. Indessen waren diese Ahnungen und Gefühle nur das Eigenthum einiger wenigen tieffühlenden und denkenden Köpfe, einiger Männer von Nationalehrgeiz, sie waren noch nicht zur allgemeinen Stimmung der Nation geworden, und hatten sich noch nicht zu hellem Bewußtseyn, zu Entschlüssen und Einsichten erhoben. — Einzelne klagten, oder bissen die Zähne zusammen, und ballten im Stillen die Fäuste, noch andere warfen einen besorgnißvollen Blick in eine Zukunft, die sie nicht mehr zu erleben hofften.

Es ist bekannt, daß vorzüglich die Parlamenter damals sehr gemißhandelt wurden, weil diese Versammlungen, in denen sich der Geist der Freiheit, der jetzt ganz Frankreich beglückt, so lange verbarg und erhielt, die einzigen waren, die zuweilen,

obgleich ohne Kraft und Erfolg, Vorstellungen gegen die Eingriffe der königlichen Gewalt machten. Ohne die geringste Rücksicht auf das, was sie repräsentirten, behandelten die Ludewige sie wie Sklaven, und erniedrigten sie zu Automaten herab. Kein Wunder also, daß sie erwachten, daß nicht allein das beleidigte Selbstgefühl, sondern auch die beleidigte Volkswürde in ihnen aufstand, und sich so zu retten suchte, wie es damals ihnen vergönnt war, da man ihnen alle Hände gebunden hatte, und das Volk in einer vollkommnen Apathie lag.

Jetzt darf man es sagen, daß sie Robert Damiens aufsuchten, daß er ihr Instrument war. Er selbst hat damals gestanden, daß das Selbstgefühl der Kränkungen der Nation in ihren Parlamentern ihn zu jener That entflammt habe. Allein

es ist gewiß, daß er diejenigen nur schonen wollte, welche ihn aufgereizt hatten, und daß er sie nur darum nicht verrieth, weil sein Leben ohnehin nicht zu retten war.

Gleichwohl lag der Haß gegen Ludwig den funfzehnten tief in ihm; ohne denselben hätten ihn die größten Versprechungen nicht zu jener That vermocht. Diese und eine entfernte Aussicht auf Schutz und Sicherheit beförderten sie nur, und brachten sie zum Ausbruche.

Robespierre hat mir oft gesagt, daß er der Liebling seines Oheims gewesen sei, und daß dieser sich vorzüglich Mühe mit seiner Bildung, so viel er derselben damals fähig gewesen wäre, gegeben habe. Ihm habe er den Haß gegen alle Herrscher zuzuschreiben, der ihn so ganz beseele, denn er habe ihn von seiner frühsten Kindheit an

immer mit Geringschätzung von Herrschern reden hören. Dadurch sey die Idee so feste in seinem Kopfe geworden, daß er selbst nachher, da er angefangen, die Geschichte zu studiren, nur mit Mühe Hochachtung gegen große Könige von sich habe erzwingen können. — Er weiß sich übrigens nicht zu erinnern, daß er seinen Oheim ohne Bitterkeit lachen sah. Er kannte ihn nur in den letzten Jahren seines Lebens, wo er seinen Entschluß schon mit sich umhertrug, und sich von allem, was ihm noch werth seyn konnte, mit Gewalt losriß.

Wie viel Damiens selbst auf ihn hielt, läßt sich daraus schließen, daß, als er arretirt war, er seine Mutter nach Paris kommen ließ, und ihr befahl, den kleinen Robespierre mitzubringen. An der Hand seiner Mutter besuchte der Knabe den

Oheim in seinem Kerker. Er erinnert sich dieser Scene noch sehr lebhaft, erzählt sie oft und gern, und gesteht, daß er sich seinen Oncle nie deutlicher vorstellen könne, als wenn er ihn sich in seinen Ketten denkt. Damiens war still, aber freundlicher als gewöhnlich, und lachte, als der Knabe scherzhaft mit seinen Ketten spielte, und sich über den Klang derselben freute. Er sprach manches mit seiner Schwester, die in Thränen zerfloß, aber kurz. Zuletzt bat er sie, den Kleinen auf den Greveplatz zu führen, um ihn hinrichten zu sehen. Die Mutter erschrack, aber sie mußte es ihm gleichwohl versprechen, weil er von dem Anblicke des Neffen Erquickung im Todesschmerz sich versprach. — Als sie von ihm schieden, umarmte Damiens den kleinen Robespierre, und lachte, da der

Knabe sich darüber verwunderte, daß er nicht mitgehen wolle. — Am folgenden Tage war er wirklich ein Zeuge der Hinrichtung und der Standhaftigkeit seines Oheims, dessen Augen ihn überall suchten. Als er sah, daß die Henker Damien entkleideten, niederwarfen und mißhandelten, hatte die Mutter Mühe, sein wildes Schreien zu besänftigen. Sie konnte ihn nur durch die Furcht vor der Wache, welche überall umherstand, zur Ruhe bringen. — So lag schon damals das Gefühl und die Gesinnung in ihm, die jetzt jeder seiner Schritte entdeckt.

Indessen wäre Robespierre gewiß auf dem Schaffot wie sein Onkle, oder — wie ich aus seiner Unentschlossenheit zu Wagstücken noch lieber glauben mögte, — im Irrenhause gestorben, wenn dieser Haß gegen

alle Rojautät der rohen Ausbildung seines stürmischen Charakters überlassen, und nicht unter eine gute Leitung gekommen wäre. Diese erhielt er, als er bald darauf nach Arras zurückkam, in dem dortigen Waisenhause, in welches er auf den Befehl des Bischofs, der sich vielleicht aus ganz besondern Gründen sehr für ihn interessirte, aufgenommen ward. Dieser Bischof war es, zu welchem seine Mutter, welche sich von aller Hülfe entblößt sah, sogleich ihre Zuflucht nahm. Sie wußte wahrscheinlich zum voraus, daß sie nicht vergeblich bitten würde.

Weit entfernt, daß der Zwang, welchen die Einrichtung des Erziehungsinstituts, in welchem jetzt Robespierre lebte, seinen eingewurzelten Haß gegen die Könige unterdrückt, und ihn zum demüthigen Respekt gegen alles, was Befehle der Obern heißt,

gewöhnt hätte. Er lernte hier nur das Gesetz respektiren, aber die Verwalter desselben, und ihre verwegne Willkühr samt ihrem Eigensinne verachten.

Es ist nicht unwahr, daß die Handlungsweise und die Gesinnungen des Knaben den künftigen Mann verrathen, und es kann daher dem Biographen nicht verargt werden, wenn er seinen Helden auch im Knabenkleide und in seinen Spielen findet. Robespierre, der bis in sein 12tes Jahr in dem Waisenhause blieb, zeigte sich auch da schon als Feind jeder Unrechtmässigkeit, und als determinirter Verfolger jeder Art von Protektion. Der Vorfall, um deswillen er diese Anstalt verlassen mußte, mag es beweisen.

Die Kinder, welche in diesem Institut erzogen wurden, schlafen, wie es fast in

allen diesen Anstalten leider noch der Fall ist, in großen Sälen neben einander. Gleichwohl herrschten hier die Laster, welche die Folgen von solchen Vereinigungen zu seyn pflegen, bei weitem nicht in dem Grade, den man vermuthen sollte, und fast überall, ohne zu irren, annehmen darf. Vorzüglich zeichnete sich der Saal aus, zu welchem Robespierre gehörte, dessen Aufseher in diesem Stücke äusserst aufmerksam und vorsichtig war. Die Knaben liebten ihn alle; denn, so alt er auch war, so wenig hatte er doch von der Morosität, die alte Leute gewöhnlich haben, und die sie um so gewisser bezeichnet, wenn sie unter Knaben und als Erzieher alt geworden sind. Sein Rath und seine Ermahnungen wirkten immer, und auf diese Art bewerkstelligte er das, was sonst so schwer zu erringen ist, blos durch

sein Zutrauen, indem jeder seiner Zöglinge überzeugt war, daß er jede Vermahnung nur aus Liebe und nicht aus despotischer Befehlsucht ertheile.

Das Gegenstück zu ihm machte einer der Lehrer, die, ohne mit der Erziehung der Knaben beschäftigt zu seyn, nur den Unterricht besorgten. Er gehörte zu den unglücklichen Menschen, die im Genuße ihrer Freuden sogar von dem Wege der Natur, nicht blos vom Wege der Ehre und Mäßigkeit sich verirrten. Vielleicht behielt er nur darum diese nicht einträgliche, und weder seinem Kopfe noch seinen Kenntnissen angemeßne Stelle immer bei, und lehnte jeden ihn entfernenden Ruf ab, weil er hier Gelegenheit hatte, das zu genießen, was ihm nun einmal zu dem allerunentbehrlichsten geworden war. Nur die schönen Knaben waren seine

Lieblinge, und diesen hielt er jeden Muthwillen, nur nicht die Vernachläßigung ihrer Talente, zu gute.

Einer von Robespierres jungen Freunden hatte das Unglück, diesem Lehrer so wohl seines Körpers als Geistes wegen zu gefallen, und Schwäche und Lenksamkeit genug, sich in die Schlingen seiner Begierden locken zu lassen. Er ward das Werkzeug jenes Verführers, sein Günstling und bald der Gegenstand des Neids seiner Mitschüler, die ihn sich überall vorgezogen sahen. Robespierre bemerkte dies, und sah gleichwohl, daß er in der Beobachtung seiner Pflichten immer nachläßiger ward. Als er ihm hierüber einst Vorwürfe machte, und halb spottend nach den Kniffen fragte, durch welche er die Gunst seines Lehrers gewinne, gestand dieser ihm die Geheimnisse seines Umgangs mit dem

Paederasten, jedoch so, daß er darüber nicht erröthete. Robespierre fand dies unglaublich; sein unverdorbnes Herz hatte keine Begriffe von diesen Ausschweifungen. Als aber sein Freund ihm nähern Unterricht versprach, und zu geben sich erbot, da sie einmal mit einander im Bade waren, da zweifelte er nicht länger, und faßte einen so unauslöschlichen Haß gegen den Lehrer, als vorher seine Liebe zu diesem Freunde ohne Grenzen gewesen war.

Diesen Groll trug er im Herzen, ohne ihn auch nur durch das leiseste Zucken seiner Minen zu verrathen. Er verbarg ihn jedem, und weit entfernt, seinen Freund von diesem Umgange loszureißen, entfernte er sich vielmehr von ihm, und fing an, ihn zu verachten. Bei alledem aber lauerte er den beiden Liebenden auf, und sammelte

einzelne Beweise gegen sie. — Den stärksten erhielt er dadurch, daß einst sein Freund auf ihn zustürzte, ihm um den Hals fiel, und ihn mit Thränen bat, ihn nicht zu verrathen, und das zu verschweigen, was er ihm einst anvertraut hätte. Der Grund dieses Betragens lag darin, daß jener alte Aufseher bei dem Knaben, dessen Gesundheit ihm zu wanken schien, dessen Farbe nicht mehr so blühend war, als sonst, auf ein Geständniß seiner Laster zu dringen angefangen hatte. „Ich habe geleugnet, „was ich konnte, sagte der Knabe, denn „ihn kann ich nicht verrathen, er ist ein „gar zu guter Mann.“

Kaum hatte Robespierre gehört, daß dies der Gesundheit seines Freundes nachtheilig werden könnte, kaum war ihm eben durch dies augenscheinlichere Unglück sein

Freund von neuem werth geworden, so sann er darauf, die Sache so bald als möglich an den Tag zu bringen. — Die Gelegenheit fand sich bald; er ward von demselben Lehrer mißhandelt, und warf ihm in den heftigsten Ausdrücken und mit einer unaufhaltsam strömenden Wuth sein Vergehen vor, riß seinen Freund und Mitschüler von seinem Platze auf, und forderte von ihm, zu bestätigen, was er gesagt habe. Ueberrascht gestand dieser es. Der Lehrer schäumte vor Wuth, zu der er seine Zuflucht genommen hatte; aber Robespierre gieng fort, und verlangte von seinen Mitschülern, daß sie ihm folgen, und einen so verachtungswürdigen Menschen verlassen sollten. — Viele thaten es, und die Sache ward nun ruchtbar. Der Lehrer konnte und sollte nicht leiden, und deswegen wur-

den Robespierre und sein Freund als Verläumder bestraft, und in das Gefängniß geworfen. — Sein Freund wiederrief seine Aussagen, und ward auf freien Fuß gesetzt.

Robespierre aber war nicht zu beugen; was er einmal gesagt hatte, konnte und wollte er nicht für Unwahrheit erklären. Er blieb im Kerker, und da man unvorsichtig genug war, ihn nicht zu beobachten, und mehreren seiner Mitschüler den Zugang zu seinem Kerker nicht zu verwehren, so war er demselben plötzlich entronnen, und hatte so seine Obern, die sich und dem Gesetze durch seine Bestrafung ein Fest zu geben glaubten, um diese Freude betrogen.

Er gieng zu seiner Mutter, und diese führte ihn, so sehr er sich auch sträubte, zu dem Bischofe von Arras, zu eben dem, der dem Dekrete, welches ihn in den Ker-

ker warf, die Sanction gegeben hatte. Die Mutter mogte am besten wissen, wie ungern er sie gegeben, und wie viel Rechte ihr Sohn, trotz dieses Streichs, noch immer auf sein Herz hatte. Er machte ihm Vorwürfe, und verwies ihm ein Benehmen, wodurch er, der so viele Unterstützung bedürfe, sie von sich für immer entfernen würde, indem er sich derselben unwürdig machte; und so sehr Robespierre sein Benehmen zu rechtfertigen bemüht war, so wenig Recht ließ ihm der Bischof, der nicht zweizüngig erscheinen wollte, da er der andern Parthei schon Recht gegeben hatte.

Jetzt ward Robespierre eine Zeit lang vernachläßigt. Der Bischof konnte nicht ganz so thätig für ihn seyn, als er wollte, wenn nicht ein Verdacht auf ihn fallen

sollte, wie ihn die Herren vom geistlichen Stande ungern haben, ob sie gleich zu allen Zeiten ihr möglichstes thaten, nicht davon frei zu seyn. In dieser Zeit war Robespierre ganz allein seiner Mutter überlassen, nur sie hatte die Aufsicht über ihn; und die mancherlei Mittel des Erwerbes, denen sie nachgehen mußte, machten es dem Robespierre leicht, ihre Augen zu täuschen.

Zwar gab es in seinem Hause noch einen Mann, der, vermöge des Titels, welchen ihm der kleine Maximilian geben mußte, wohl einige Rechte über ihn gehabt hätte, wenn nicht die mütterliche Tyrannei ihn in einer sklavischen Furcht gehalten hätte. Er hieß Louis Robespierre, war ein ziemlich untersetzter, festgebauter Kerl, dessen ganzes Gefühl so schwielicht als seine Fäuste waren,

der am Morgen das Haus verließ, um bei einem Grobschmidte in die Werkstatt zu gehen, und alle üble Laune seiner Ehehälfte gern ertrug, wenn sie ihm einen Schoppen Wein zur Entschädigung gab. Er war so gutmüthig gewesen, die Vaterschaft mehrerer Kinder, welche seine theure Ehegenossin ohne sein Zuthun dem Vaterlande geschenkt hatte, auf sich zu nehmen, und war dazu vollkommen gut. — Seine Frau hingegen hatte zu viel von jener Cultur, die so oft die niedern Stände erhalten, wenn sie die Werkzeuge oder Vertrauten vornehmer Laster sind, um ihn als Gemahl goutiren, oder gar ehren und thätlich anerkennen zu können. Aus eben diesem Grunde duldete sie auch nicht, daß er sich einiges Recht über die Erziehung ihrer Kinder anmaßte. Diese hatte sie sich selbst vorbehal-

ten; sie wollte ihre Kinder über den Stand des Vaters hinwegheben. Der angebliche Vater war auch ziemlich gleichgültig dagegen, nur zuweilen fiel er mit seiner Meinung zwischen ihren Eigensinn; und ich gebe es gerne zu, was auch Robespierre oft selbst sagte, daß die Sentenzen seines derben und gesunden Menschenverstandes, die er gerade so ungeschlacht wie seinen Hammer führte, nicht ohne Einfluß auf seine Bildung gewesen sind. Die Mutter erreichte wenigstens ihre Absicht nicht, durch häufige Zurücksetzung des Vaters ihm das Zutrauen seines Sohnes zu entziehen; dieser schloß sich fest an ihn, und wenn der Vater ihm selten befahl, weil die Mutter es nicht zugab, so suchte der Sohn dagegen desto öfter seinen Rath. Selbst die Rusticität seines Aeußeren, welches fern von aller Gefal-

sucht war, und gegen die Koketterie der Mutter sehr abstach, gefiel dem kleinen Maximilian, und er wußte, so sehr die Mutter ihn auch herausputzte, sich in seinem Aeußern doch bald seinem Vater ähnlich zu machen.

Der Spielraum seiner Thätigkeit waren jetzt die öffentlichen Plätze und Straßen, die Theilnehmer seiner Freuden, seine Altersgenossen aus dem Pöbel. Ob er sich gleich selten in ihre Raufereien einließ, und nie wegen seiner Stärke unter ihnen geachtet oder gefürchtet war: so hatte er doch auf eine andere Art sich einiges Ansehen unter ihnen zu verschaffen gewußt. Er galt nemlich für den besten Erfinder von dummen Streichen, und für den, der sie nachher am geschicktesten zu verfechten wußte, wenn er gleich der war, welcher unter allen

am ersten und schnellsten lief. Dazu kam, daß er die Gesinnungen seiner Gesellschafter genau kannte, und sie zu Mitteln zu gebrauchen wußte, durch sie alles das durchzusetzen, was er Lust hatte. Da er von Natur einen Hang zu heimlichem Groll und zum Nachtragen hatte, da er noch immer die Mißhandlungen und an ihm verübte Ungerechtigkeit auf dem Waisenhause nicht vergessen konnte: so gebrauchte er einst die Schaar dieser jungen Sanskülotten dazu, ihn an den Fenstern jenes frommen Instituts zu rächen, und diese Rache ward der Grund seiner Entfernung. Die Klage kam von neuem an den Bischof, und so väterliche Gesinnungen dieser auch gegen ihn hegen, so flehentlich auch die Mutter für ihn bitten mogte: so ward es doch beschlossen, ihn von Arras zu entfernen.

Robespierre mußte fort, seine Mutter trennte sich schwer von ihm. Er selbst hingegen hat mir öfters gesagt, daß ihm der Abschied von seinem vermeintlichen Vater weit mehr gerührt habe. — Zwei Mönche eines Klosters waren seine Führer, und diese mußten ihn auf Befehl des Bischofs nach einem Orte bringen, den Robespierre selbst nicht kannte, den er aber für Amiens hält. Der Grund davon ist folgender. Der Bischof hatte ihn härter als je behandelt, um so härter, je leichtsinniger er mit ihm zuweilen selbst über die Anstalt und über seine Rebellion gescherzt hatte. Dies hatte ihn verdrossen. Dazu kam die Entfernung von seinem Vater, und die Gesellschaft zweier Mönche, die ihm immer vorbeteten, oder von der strengen Zucht des Klosters, in welches sie ihn bringen sollten, etwas erzählten.

Ueberdem spielten sie die ganze Reise hindurch seine Garden, und ließen ihn nicht einen Moment aus den Augen. Robespierre sprach unterwegs mit ihnen sehr wenig, und beantwortete ihre Fragen sehr kurz. Auch im Kloster betrug er sich auf dieselbe Art, und ehe man es sich versah, war er verschwunden.

Als sein vermeinter Vater eines Abends von der Schmiede nach Hause kehrte, lauerte ihm Robespierre auf, und ließ sich von ihm mit zu seiner Mutter nehmen, die im ersten Augenblicke des Wiedersehens sich so sehr vergaß, daß sie den Sohn entzückt umarmte. Sie war überhaupt mit der Entfernung desselben unzufrieden gewesen, und brachte es nun dahin, daß der Bischof ihn in ein Kloster vor Arras brachte, in welchem er so lange bleiben sollte, bis er

zu den Jesuiten in Cambray gebracht werden könnte.

Dieser Zufall und die Flucht des Robespierre gehören zu den glücklichsten Begebenheiten seines Lebens. Er traf in jenem Kloster einen Mann, der sich darauf verstand, Talente zu entdecken und zu bilden, und dieser war es, der ihn selbst von seinen Fähigkeiten, die ihm eine nicht gemeine Bestimmung gaben, zuerst überzeugte.

Robespierres Mutter war noch nicht alt und häßlich, folglich auch nicht bigott genug, um ihren Liebling dem geistlichen Stande zu widmen, von welchem er abstammte. Sie war noch in der ersten Periode ihres Lebens, in der des Genusses; einen Entschluß wie diesen, hätte sie aber nur in der zweiten, in der der Reue und Buße, fassen können. Vielleicht hätten ihn

aber die Aussichten bewirken müssen, die dem Knaben sich alsdenn durch den Bischof von Arras öffneten? Auch dies war nicht der Fall; denn dieser hatte eine zu hohe geistliche Würde, um nicht einen jungen Mann, dem er wohlwollte auch in einer jeden andern Lage forthelfen zu können. Gesetzt aber auch, die Mutter hätte diesen Entschluß gefaßt, und ihn mit diesem Sohn ausführen wollen: so zweifle ich doch mit Recht daran, daß er sich in diesen Willen gefügt hätte. Indessen ist nicht zu leugnen, daß die Erziehung unter Pfaffen viel Einfluß auf seinen Charakter gehabt hat, und daß vielleicht eben daher jenes Mißtrauen stammt, mit welchem er nicht allein jede neue Bekanntschaft aufnimmt, sondern welches er auch gegen seine vertrauteren Freunde beobachtet.

Man war froh, daß man den Knaben in irgend eine Anstalt des Unterrichts gebracht hatte, und, ohne seine Bestimmung näher zu bezeichnen, wünschte man nichts mehr, als daß er hier die Wildheit ablegen mögte, die er in den vorigen Jahren angenommen hatte, und daß sich irgend ein Mann fände, der ihm einigen Trieb für etwas wissenswürdiges einzuflössen im Stande wäre. Dieser fand sich, wie gesagt, und Robespierre zeigte durch seine Folgsamkeit, daß er sein Glück zu schätzen wußte. — Die Benediktiner gehörten noch zu den gelehrtern Mönchen, und es gab unter ihnen, vielleicht eben der Gelindigkeit ihrer Regel wegen, noch die gescheitesten und nützlichsten Leute, von allen denen, die dazu bestimmt sind, nichts zu seyn, und deren Vertilgung zu den Wohlthaten der Revolution gehört,

welche Europa mit Frankreich theilt. — Von ihnen zeichnete sich der Bruder Hilarius vorzüglich aus. Er war schon betagt, nicht im Orden erzogen, sondern einer von denen, die in den Mauern der Klöster einen Zufluchtsort vor den Widerwärtigkeiten des Lebens in der Welt suchten. Keiner im Kloster war der Vertraute seines Lebens; und wenn ich mich ein wenig auf Menschen verstehe, wenn es wahr ist, daß wir überall einen kleinen Eigennutz hegen, und nichts ohne alle Rücksicht auf uns thun können: so mögte ich wohl behaupten, daß seine Liebe zu Robespierre in dem Wunsche gegründet war, einen Vertrauten seines Lebens zu gewinnen. Robespierre wards, und blieb es, so lange er lebte. Noch jetzt rechnet er eine Sammlung seiner Briefe zu seinen kostbarsten Schätzen, und verwahrt

die Geheimnisse seines Lebens wie ein Heiligthum. Er ist der einzige, der in Frankreich den Namen dieses Mönches kennt, und hat von seinem Leben nie mehr entdeckt, als daß er einst an einem auswärtigen Hofe eine der ersten Rollen gespielt habe, daß seinen Händen die Verwaltung des ganzen Landes anvertraut gewesen sey, daß das Land sich glücklich gefühlt, da er den Scepter des schwachen Fürsten gehalten habe, und daß nichts ihn aus dieser Lage hätte reißen können, als der unglückliche Zufall, daß er von einem Dritten in den Armen der Fürstin überrascht ward. Sie selbst schickte Mörder gegen ihn aus, die sich an einen seiner Bedienten wendeten, und durch ihn den Weg zu seinem Herzen ihren Dolchen bahnen wollten. Dieser Bediente warnte ihn, und indem er sich freiwillig in die Kleider seines

Herrn warf, fiel er als ein Opfer für denselben. Er floh in das Kloster, und las nachher die Nachricht seines Todes in allen Zeitungen. Sein Sohn sitzt noch jetzt auf einem Throne.

Robespierre, der, von der Welt ganz getrennt, sie nur so kennen lernte, wie sie in diesem misanthropischen, sie verachtenden Kopfe sich darstellte, mußte ein ganz eignes Bild von ihr auffassen. So weit ich den Gang kenne, den er mit seiner Erziehung nahm, so finde ich überall Spuren, die mir verrathen, daß Robespierre, nach seinem Willen, die Welt entweder verachten oder umschaffen, oder auch beides sollte. Wenn ich das Planmäßige in der Erziehung dieses bewundernswürdigen Menschen betrachte, wenn ich sehe, wie er überall hinter dem Zufall versteckt ist, so

vermuthe ich immer geheim leitende Hände, die ein absichtliches Dunkel suchten, und dann glaube ich, den Anfang dieser feinen Gespinnste in dem Kopfe des Bruder Hilarius suchen zu müssen. — Er lehrte Robespierre die Geschichte. — Man kann denken, wie ein Kopf dieser Art sie vortragen mußte. — Auch las er selbst mit Robespierre die alten Schriftsteller, als dieser über die Anfangsgründe hinaus war. Unter diesen aber lasen sie kein Buch so sorgfältig und so oft, als die Republik des Plato und die Politik des Aristoteles. Jenes Buch gehört noch jetzt unter die Lieblingsschriften des Robespierre. Der Vortrag der Geschichte hatte, wie Robespierre mir oft selbst sagte, die Wirkung, daß er die Menschen verachten, und auf der andern Seite wieder schätzen lernte. Diese hat sie

freilich wohl bei einem jeden, aber gewiß nicht auf die Art, wie bei ihm. Die alte Geschichte lehrte ihn die Menschen schätzen und verehren; die neuere machte sie ihm überall verächtlich, und er hat nach seinem Geständniß nur für zwei Menschen, die in ihr eine Rolle spielen, Achtung hegen können, und diese sind Gregor VII. und Luther. Alle übrigen schienen ihm ohne Kraft; und wenn auch einmal einer auftrat, der einige Kraft verrieth; so war diese wieder so ohne Ueberlegung, und so wenig vom Nachdenken geleitet, daß es für ihn und andere besser gewesen wäre, er hätte sie nicht besessen. — Staatswissenschaften mit der Erd- und Länderkunde vereinigt, waren es vorzüglich, auf die er nach und nach vorbereitet ward; und so schien es jetzt schon ausgemacht, daß er, weit entfernt von dem geistlichen Stande,

künftig einmal als Staatsmann oder Rechtsgelehrter auftreten würde.

So wichtig aber auch diese Bildung seines Verstandes für die Zukunft war, so ist doch die Bildung seines Charakters noch weit wichtiger. Es genügt hier zu sagen, daß Robespierre eine Menge von Uebungen der Enthaltsamkeit, Mässigkeit, der Ausdauer in Gefahren, der Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr, und der Ueberlegung, sobald sie sich voraussehen ließ, bestehen mußte. Diese waren jedoch bei weitem nicht so häufig, als die Uebungen der Verschwiegenheit und der ununterbrochnen Aufmerksamkeit auf sich selbst und andere. Hierzu benutzte Hilarius die Religion, die er ihm nicht so wohl vortrug, als vielmehr zu entreißen bemüht war. Was ihm die Pfaffen am Morgen gelehrt hatten, leugnete

Hilarius ihm am Abend weg, und bildete ihn auf die Art zu einem Anhänger des deistischen reinen Naturalismus, den er jetzt zu der allgemeinen Landesreligion Frankreichs machen will. — Daß der Verrath eines einzigen Gedankens dieser Art seinem Freunde Hilario den Hals gebrochen hätte, sahe Robespierre sehr wohl ein; und so blieb dieser Unterricht eine beständige Schule der Verschwiegenheit, die sich dann um so freier üben läßt, wenn man einigen Grund zu haben glaubt, sich mit seinen Geheimnissen brüsten zu können.

Zum Theil lebte er jetzt noch immer unter der Aufsicht des Bischofs zu Arras, der das finstere misanthrophische seiner Gemüthsart, welches sich um so mehr zeigte, je weniger er sich so äußern durfte, wie er war, mit seinem Fleiße bemäntelte. Es

konnte Robespierren nicht gleichgültig seyn, ob er die Gunst des Bischofs besitze, und so fing er an, zu heucheln, und sich in der Verstellungskunst zu üben, die für seine nachherige Rolle eben so unentbehrlich war, als sie in den Plan seiner Erzieher gehörte.

Mit dem 15ten Jahre verließ er Arras und dies Kloster. Sein Lehrer brachte ihn zu den Jesuiten, die nach ihrer sogenannten Aufhebung in der Vorstadt St. Antoine zu Paris noch eine Erziehungsanstalt hatten. Beiläufig gesagt, mir hat nie etwas lächerlicher geschienen, als diese Aufhebung des noch immer allmächtigen Ordens; und ich glaube immer, daß den Jesuiten nichts erwünschteres kommen konnte. Wer ein wenig mit der Verfassung des Ordens bekannt ist, der weiß es sehr gut, daß ein Gewebe dieser Art sich nicht mit einem Breve oder

Edikte vertilgen oder zerreißen läßt. So wenig, wie ein Buch dadurch vertilgt wird, daß man es verbietet oder verbrennet, ein Mittel, welches die vorige Despotie, so oft es ihr auch fehlschlug, für untrüglich hielt. Die Menschen suchen das unbekannte und verbotene, und darum mußte es den Jesuiten lieb seyn, daß man sie zu einer neuen und dichteren Hülle des Geheimnisses zwang. Ueberdem kam ihre Aufhebung von einer Macht, die damals immer mehr und mehr an Achtung und innerer Kraft verlohr; und sie mußten daher um desto mehr bei der andern gewinnen, welche diese immer mehr untergrub und zu stürzen anfing. Daß die katholische Religion und die Despotie die Jesuiten zu der Zeit stürzten, als sie selbst wankten, war ein unverzeihlicher Fehler; sie verlohren eine mächtige Stütze, und hätten eher

sie von neuem gewinnen, und in ihr Interesse ziehen, als, wie sie es nannten, aufheben sollen. Sie haben es gewiß am besten gewußt, daß ein Orden dieser Art unvertilgbar ist, daß er das System seiner Herrschsucht nicht aufgiebt, und daß er in dem Augenblicke auf die Seite der Völker treten würde, welche von Natur geschworne Feinde aller weltlichen und geistlichen Despotie sind, wo sie ihn aus ihrem Solde lassen würden. Gesetzt aber auch, ich irrte, die Höfe hätten das damals weit besser einsehen können, als ich es jetzt, durch eine Menge von Ereignissen belehrt, die alle Folgen jener Aufhebung sind, zu beurtheilen im Stande bin, gesetzt, die Aufhebung der Jesuiten wäre damals die einzige politische Resource der Höfe und der dreifachen Krone gewesen; so war es doch sehr fehlerhaft von ihnen,

daß sie den Jesuiten die Erziehung der Jugend, theils öffentlich, theils heimlich immerfort erlaubten. Der heilige Vater hätte doch etwas mehr von der Geschichte seiner Kirche wissen, und sich erinnern sollen, daß er grade so unbesonnen handele, als Julian schlau handelte, da er den Römern und Griechen verbot, in die Schulen der Christen zu gehen. Jesuitische Plane waren ja schon damals zum Sprichwort geworden; man bezeichnete damit solche, die so tief lagen, daß man selten ihren eigentlichen Gang und ihre wahre Absicht errathen konnte, solche die oft absichtlich sich verriethen, um den Lauerer irre zu führen. Man hätte damals wissen sollen, daß Jesuiten das können, was nur sehr wenige vermögen: Jahrhunderte der Thätigkeit aufzuopfern, um unbekannten Nachkommen die Früchte derselben zu gönnen.

Indem ich über diesen Gegenstand weiter schreiben, meine Gedanken ganz äußern, und diese Abschweifung rechtfertigen soll, denke ich daran, daß ich gefangen und für die Guillotine bestimmt bin. Aber gleichwohl zaudere ich, das zu schreiben, was ich denke, und was bei mir Ueberzeugung ist. Ich mögte nicht gern den Gang der größten Begebenheit, welcher alles übertrift, was die Geschichte kennt, durch meine Schrift aufhalten oder ändern, und doch könnte sie das, da sie einen so großen Namen auf der Stirne trägt; ich mögte nicht gerne dem Volke die Augen über den Zusammenhang von Begebenheiten öffnen, und ihm zeigen, daß, so frei es sich wähnt, es doch immer an einem langen unsichtbaren Faden schwebt; ich mögte nicht gern die Ahnungen derer bestätigen, welche eine schreck-

lichere Despotie besorgen, als wir gestürzt haben; ich mögte nicht gerne einen Namen nennen, der für die Franzosen jetzt der wichtigste, wichtiger als der meines Helden ist, weil es der Name desjenigen ist, der der Despot von Robespierre war, und bis jetzt immer blieb.

Und gleichwohl ist es jetzt noch Zeit, dem Volke die Augen zu öffnen, jetzt, wo ihm die Gewalt, die man ihm in die Hände geben mußte, noch nicht durch politische und jesuitische Kniffe entwendet ist. Die Revolution, die, wenn auch nicht ein Werk versteckter Jesuiten war, doch ihre Maschine ward, und die Absichten ihrer Herrschsucht, welche sie jetzt nicht mehr durch Despotie und Aberglauben erreichen können, durch Freiheit und eine brillante und populäre Philosophie befördern soll, kann

jetzt noch gerettet werden, und trotz der vielen Veränderungen, welche sie durch diesen neuen Machiavellismus erlitten hat, in den Händen des Volks bleiben, und so allein für dasselbe wohlthätig werden.

Daß man aber das, was ich jetzt sage, nicht für Gewißheit nehme; es sind nur die Vermuthungen eines rastlos aufmerksamen Beobachters. Sie können also vor Gericht keine gültigen Beweise abgeben, und ich will sie daher hier, so viel ich kann, selbst entkräften, damit ich mir nicht den Vorwurf machen darf, durch meine Tändelei im Kerker das Leben eines Menschen befährdet zu haben. — Sie können und sollen weiter nichts, als das Volk aufmerksam auf sich und seine Führer, vor allen aber auf seine Rechte machen. Zeigen sie ihm eine Spur, so wähle es unbescholtene Männer,

die Freunde der Freiheit und Köpfe voll Scharfsinn und Beobachtungsgeist sind, lasse sie untersuchen, und setze dann Richter über diese Untersuchungen, und über die, gegen welche sie gerichtet sind. — Das Volk ist übrigens jetzt auch in der Freiheit seiner so mächtig, äußert seine Kraft mit so vieler Ordnung und Zurückhaltung, daß ein gewaltsamer Schritt gegen die, von welchen ich rede, und die es zum Theil anbetet, nicht zu besorgen ist.

Ich schicke nur noch einige Bemerkungen voraus, und fahre dann in der Erzählung der Lebensgeschichte meines Helden fort. Es ist am besten, daß ich alles, was ich über diesen Punkt zu sagen habe, so einkleide; denn theils gehört es da allein hin, theils erhält es allein durch die Harmonie in wel-

cher hier alles erscheint, noch einige Wahrscheinlichkeit.

Die Revolution entstand durch sich selbst, sie war der Ausbruch eines Vulkans, dessen inneres Feuer sich nicht mehr zurückhalten ließ. Die Fehler der letzten Regierungen, die unnützen, verschwenderischen und so thöricht geführten Kriege, konnten sie höchstens für einige Jahre beschleunigen. Vorbereitet war schon alles, die Nation war unterrichtet, und auf einen Grad der Kultur gestellt, wo man Zutrauen in seine Kräfte fühlt, indem man dieser Kräfte sich lebhaft bewußt ist. Sie hatte eine Menge von Aberglauben weggeworfen, das Joch der päbstlichen Despotie existirte für sie nicht mehr, sie fing sogar schon an, der Frivolität überdrüssig zu werden, welche sie so oft vor den übrigen Nationen Europens lächerlich ge-

macht hat. Selbst unsere Mädchen lasen nicht allein Romane und sinnekützelnde Schriften, sondern sie wählten die ernstere Lektüre philosophischer und politischer Schriften. So stand also die Nation und der Bund, als der entscheidende Schlag geschah. Sie hatte schon angefangen zu vergessen, daß sie eine Nation sey, als sie sich in ihren Repräsentanten versammlet und ihre Rechte anerkannt sah.

Das Volk stand auf. Camille Desmoulins, der begeistert auf einen Tisch im Palais royal sprang, weckte nur die Flamme, die bald zerstörend um den königlichen Thron loderte. Durch seine eigene Kraft empörte sich das Volk, und es blieb Herr und Eigenthümer dieser Kraft, bis eine Gesellschaft entstand, die in der Absicht gegründet ward, um in ihren Versammlungen die

Verhandlungen der Nationalrepräsentation vorzubereiten, die aber bald dahin kam, daß man sie daselbst eher entschied, als im Heiligthum der Volksvertreter.

Ich rede von den Jakobinern, welche seit ihrer Existenz die Stütze der Revolution gewesen sind. Ohne sie, ohne ihre fast übermenschliche Wachsamkeit, wäre sie längst zurückgegangen, oder hätte sich auf eine Art geendigt, die eben so unerwartet als unglücklich gewesen wäre. Diese Gesellschaft übt, wie ein jeder weiß, eine fast unumschränkte Macht selbst über die Stellvertreter der Nation aus; gründet aber diese Macht weder auf besondere Rechte, noch auf Verträge mit dem Volk, noch auf Creditive der Stände, sondern allein auf die innern Talente ihrer Mitglieder.

Man kann von ihnen sagen, daß sie eine moralische Despotie ausüben.

Auch ist es nicht zu leugnen, daß sie ihrem Versprechen treu seyn, denn sie haben dem Volke, welchem sie einmal die Macht in die Hände spielten, diese Macht bis jetzt immer erhalten, und wenn sie daher nicht noch besondere Zwecke haben, so kann man es nicht leugnen, daß sie vom Patriotismus beseelt sind. — Die Wachsamkeit, mit welcher sie die Rechte bewahren, welche das Volk sich einmal errungen hat, übertrift alles; wir haben noch keine Machination der Volksfeinde erlebt, die sie nicht entdeckt hätten, und sie sind in allen ihren Unternehmungen so sicher, daß sie fast immer den letzten Punkt der feindlichen Operationen erwarten, ehe sie ihre Federn gegen dieselbe spielen lassen. Eben so conse-

quent sind sie in ihren Handlungen; sie haben ihr System noch nicht geändert, sie haben es nur langsam enthüllt, sie führten das Volk langsam durch Abstuffungen, welche der Thron und seine Anhänger selbst unterstützten, von der Rojotät zu der Republik; denn wahrscheinlich würde die französische Nation, die zu sehr daran gewöhnt war, einen König zu lieben, vor dem Bilde derselben erschrocken seyn.

Schon dieser innere Charakter der Gesellschaft, ihre Standhaftigkeit, ihre Planmäßigkeit, das feste Zusammenhalten ihrer Mitglieder, führt auf eine Aehnlichkeit mit einer andern zerstörten Gesellschaft, welche ich lieber aus andern Vergleichungen von selbst hervorgehen lassen, als namentlich angeben will. Sieht man nämlich ferner auf ihre äußere Beschaffenheit, so bemerkt

man, daß es einzelne prädominirende Köpfe sind, welche die Gesellschaft beleben, und von denen der ganze Geist derselben ausgeht, die übrigen sind Diener, Maschinen, die sich so frei und ungebunden glauben, wie die Nation selbst, und welche gleichwohl von den höhern Gliedern der Gesellschaft an unsichtbaren Fäden geleitet werden, die an ihren kleinen Schwächen des Ehrgeizes oder Eigennutzes fest hängen. Niemand kennt die Menschen, welche mit ihm in Verbindung stehen, besser, als die Jakobinerhäupter jedes Mitglied der Gesellschaft; niemand kennt die Menschen, welche Einfluß auf ihn haben, weniger, als die unbedeutenden Jakobiner ihre Oberhäupter. Noch mehr charakterisirt die Gesellschaft, oder vielmehr ihre Vorsteher, die Kunst, die Menschen, welche mit ihr in Verbindung stehen,

so zu gebrauchen, wie sie gerade am nützlichsten sind, und sie an die Orte zu stellen, wo sie vermöge ihrer Individualität am meisten wirken können. Die Jakobiner-Häupter haben sogar einen Anacharsis Cloots gebrauchen können. Dieser Name führt mich auf eine neue Bemerkung, darauf, daß sie eine ganz eigene Taxe für Menschen und den Werth ihres Lebens haben. Dieses berechnen sie allein gegen das Wohl der Gesellschaft, und so bald es diesem gefährlich werden kann, ist es verlohren. Dabei aber verrathen sie nie, daß es aus diesem Grunde verlohren sey; denn sie haben keine Jurisdiction, kein Recht über Leben und Todt, sie haben nur folgsame Revolutionstribunale. Sie thun nur das, wozu sie durch die Rechte ihrer Gesellschaft bevollmächtigt sind, sie entfernen

den Gefährlichen aus ihrer Mitte; indessen wissen wir nur zu gut, daß ihre unsichtbaren Arme weit genug reichen, um ihn auch jenseits der Grenzen für ihre Scharfrichter zu erhaschen.

Ich habe noch nicht die Grundsätze der Gesellschaft berührt, auf welche es hier zugleich mit ankömmt. — Ihr letzter Zweck scheint, so weit wir sehen können, ihre eigene Macht zu seyn, welche sie aber immer in einen engern Zirkel und in Ausschüsse einzelner Mitglieder concentrirt. Wer irgend ein wenig den Gang der Verhandlungen dieser Gesellschaft aufmerksam beobachtet hat, der wird bemerkt haben, daß die Zahl der Demagogen in derselben sich immer verminderte, und ich bin überzeugt, daß diese Verminderung noch immer fortgehen wird, daß sie aber nie sich auf einen

einzigen einschränken, noch viel weniger aus der Gesellschaft heraustreten wird. Jenes wäre gegen alle republikanische Form, dies hieße mit einemmale alles entdecken. Sie liegt aber eigentlich außer der Gesellschaft; indessen müssen im Klub immer einige seyn, welche den Schein der Macht tragen, welche sie nicht besitzen. Gegen diese Macht darf nichts aufstehen. Das Leben von Königen gilt ihnen so wenig, als ehemals den Jesuiten, nur beweisen sie dem Volke das Recht, über das Leben derselben abzusprechen, mit einer glänzenden Philosophie, da die Jesuiten ehemals religiöse Schwärmer mit Gift und Dolch gegen dieselben bewaffneten.

Die Jakobiner werden sich hüten, es dahin kommen zu lassen, daß die Macht des Volks mit der Macht eines einzigen in das

Gleichgewicht träte, aber käme es je dahin durch die sonderbarste Fügung der Umstände, gelänge es einem einzigen, sich über das Volk zu erheben, und sähen sie sich und ihren Einfluß nur dann gerettet, wenn sie sich an diesen einzigen schmiegten: so bin ich überzeugt, daß sie mit eben der Gleichgültigkeit das Volk ihrem jetzigen Abgott preis geben würden, mit welcher sie diesem Volke den Regenten opferten, und ich weiß gewiß, daß sie ihrem jetzigen System, mit einer Geistesgewandtheit, die nur ihnen eigen ist, eine Wendung geben würden, die selbst einen Usurpateur verleiten könnte, sich an sie zu schließen. Sollte dies auch nur für die Zeit geschehen, bis er sich sicher glaubte. Aber diese Zeit gerade würden sie nutzen, ihn ganz zu umstricken, und sich ihm so unentbehrlich zu machen, daß mit

ihrem Falle der seinige nothwendig verbunden wäre.

Ich kehre zu Robespierre zurück. Wir verließen ihn bei den Jesuiten zu Paris, wo seine Erziehung vollendet werden sollte. Die Art, wie Jesuiten zu erziehen pflegten, ist bekannt; ein jeder weiß, daß bei ihnen nicht leicht ein Talent verlohren gieng, daß dieß ihre achtungswürdigste Seite ist, und daß sie, sonderbar genug, ihren Zöglingen nie den dummen Glauben an Pfafferei einprägten, durch welche sie gleichwohl damals überall herrschten. So weit wäre nun auch die Erziehung leicht zu entziffern, welche Robespierre genoß, wenn die Jesuiten ihn nicht eines besondern Unterrichts würdig geachtet hätten.

Er war ihnen durch den Bruder Hilarius überbracht, der, wiewohl Mitglied eines

andern Ordens, dennoch mit ihnen in der genauesten Verbindung stand. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß die Jesuiten nur Anhänger in ihrem Orden hatten; in allen Ständen hatten sie ihre Genossen, und daraus ließ es sich allein erklären, wie alle Stände so gefällig nach ihrer Melodie tanzten. Robespierre bedurfte keiner herzlichern und wirksamern Empfehlung. Gleichwohl nahm man ihn mit Kälte auf, wie jeden andern, schien wenig um ihn bekümmert, und ließ es sich gar nicht merken, daß man ein besonderes Auge auf ihn habe. So wie jeder andre behandelt ward, so behandelte man ihn auch, nur schien es, als wenn man mit einer besondern Strenge über seine Thätigkeit wachte.

Mit seinem ersten Erzieher, Hilarius, stand er in Briefwechsel; nur diese Briefe

erhielt er uneröffnet, die übrigen wurden ihm von seinen Erziehern entsiegelt zugestellt. Dies fiel ihm auf, seine Beschwerden darüber wurden aber nicht beantwortet. Er ließ sie eröffnet auf seinem Zimmer liegen, und fand nie eine Spur, daß die Neugier sie gelesen habe. Er hat mir gesagt, daß ihn hiezu der Wunsch verleitet habe, sich durch die Freundschaft des Hilarius geltend zu machen.

Der besondere Unterricht, den er vom Hilarius erhalten, schien jetzt abgebrochen. Oft stach ihn der Kitzel, seinen jetzigen Freunden von seiner besondern Weisheit etwas zu verrathen; aber er fürchtete die Warnungen seines alten Lehrers, und glaubte noch immer, daß grade diese Verschwiegenheit der erste Weg seyn würde, sich diesen Unterricht wieder zu verschaffen. Verlohren ging

indessen nichts, vielmehr schossen die Keime, die in seine Seele geworfen waren, auf, diese neuen Grundsätze fingen in seinem Kopfe an zu fermentiren, und er warf allen Aberglauben nun mehrentheils durch eigene Kraft weg.

Als er schon im Begriff war, alle seine Hoffnungen aufzugeben, da fand er wieder, was er so lange vermißt hatte. Die Jesuiten hatten bei ihrem Hause einen sehr schönen Garten, welcher, vereinigt mit der Aufklärung und Geistesbildung seiner Besitzer, Ursach war, daß viele Fremde ihn oft besuchten. Den Zöglingen des Instituts war er nicht verschlossen, sie brachten hier ihre Freistunden in selbst gewählten Erholungen zu. Auch Robespierre besuchte ihn dann, wenn er sich durch die Einwirkung der

Schönheit der Natur eine angenehme Lektüre erhöhen wollte.

Hier war er einstmals beschäftigt, die Kolben der Tulpen, welche abgeblüht waren, zum Theil zu beschneiden, zum Theil auszureißen. Ein Fremder, der sich darüber wunderte, daß der Knabe mit der Zierde des Gartens und dem Eigenthume der Jesuiten so schalten könne, trat zu ihm und fragte ihn: was machst du da?

„Ich führe die Spartanische Verbesserung ein; erwiederte Robespierre.

„Wie so? fragte der Fremde, indem er sich unwissend stellte.

„Sie müssen alle gleich werden, — erwiederte der Knabe.

d. Fr. Da wirst du alle verstümmeln.

Rob. Nein, nur die wenigsten; nach der größeren Zahl müssen sich die übrigen richten.

d. Fr. Aber auch um die wenigen ist es Schade.

Rob. Nicht doch, damit läßt sich ja ohnehin nichts machen.

d. Fr. Aber wenn's nun Menschen wären?

Rob. Ich müßte es eben so machen.

d. Fr. Auch den Kopf ab?

Rob. Kopf ab? — Wenn's Lycurg gethan hat, — ja.

d. Fr. Was Lycurg that, hältst du also für Recht?

Rob. Ja. Entweder sie müssen hergeben, was ich haben will, um es den ganz Armen zu geben, oder den Kopf ab.

d. Fr. Das ist grausam.

Rob. Lycurg mags wohl so gemacht haben, und dann so stand ihnen ja frei, ob sie den Kopf oder ihre Länder missen wollten.

d. Fr. Wenn du nun so ein Spartaner gewesen wärest. —

Rob. Wollte Gott!

d. Fr. Hättest du wohl etwas hergegeben?

Rob. Alles, auch den Kopf, aber den zuletzt.

Der Fremde umarmte ihn, und setzte das Gespräch noch weiter fort. Robespierre war zutraulich geworden, als er Zutrauen, welches er so lange vermißt hatte, endlich einmal wiederfand, und hielt mit keinem seiner Grundsätze hinter dem Berge, er entwickelte sie alle, ward aber zu seinem Erstaunen gewahr, daß der Fremde um so kälter gegen ihn ward, je mehr er sich aufschloß, daß er sich mit einem gewissen Erstaunen immer mehr von ihm zurückzog, und zuletzt mit einer beinahe zurück-

stoßenden Kälte und Verachtung von ihm schied.

Wiewohl er sonst fast täglicher Gast bei den Jesuiten gewesen war, so fehlte er nun seit einigen Tagen. Einmal sah Robespierre ihn umkehren, da er ihn von der Thür aus im Garten bemerkte. — Beide wünschten einander näher zu kennen, beide wünschten Vertraulichkeit. Robespierre sehnte sich nach dem Manne, der ihn verstand, und sein Feuer liebte; der Fremde glaubte das gefunden zu haben, was er längst für seine Absichten gesucht hatte. Beide konnten auf dem Punkte, wo sie standen, nicht lange ausdauern; ehe beide es sich versahn, waren sie einander so nahe, als sie wünschten.

Dieser Mann war kein anderer, als der Abbé S — e. Ich dürfte den Namen nur ausschreiben, um meinen Landsleuten

einen ihrer ersten Köpfe zu verrathen, den aber nur wenige so kennen, wie er gekannt zu werden verdient. Es ist nicht allein das Talent seines Geistes, was wir an ihm schätzen müssen, es ist auch sein Charakter, den er zu einer Würde vervollkommnet hat, die an das übermenschliche gränzt.

Nur wenige, die diesem unbemerkten heimlichen Manne nachgeschlichen sind, und ihn belauscht haben, die seine Maschinen, welche er mit fast unsichtbarer Hand regiert, denen er seinen Geist einhaucht, kennen, nur diese wenigen wissen, daß das große Werk, welches alle Jahrhunderte anstaunen, und an welchem ein jeder Franzose einigen Antheil zu haben glaubt, das Seine ist, und einzig ist. Aber eben diese wenigen, die seine Macht eben so sehr kennen, fürch-

ten sich gleichwohl, es zu sagen. Uns fehlt noch immer eine gewisse Freiheit im Denken und in der Aeußerung unserer Gedanken. Darum wird es das Werk eines Ausländers seyn müssen, dies mit der Freimüthigkeit, die seit der Revolution unsere erste National-Tugend geworden seyn sollte, auszuführen; oder noch besser, ein Franzose, der vertraut mit diesen Maschinerien ward, der den Theaterpomp und die Illusionen von der Wahrheit sondert, wird in einem Winkel der Alpen dies Gemälde wahr und treffend darstellen müssen.

Ich habe Menschen gefunden, die daran zweifelten, daß ein einziger ein ungestümes Volk nach seinen Absichten zu leiten im Stande sey; die es leugneten, daß die Verborgenheit diese Leitung befördere; die dem menschlichen Geiste die große Entsagung

absprachen, auf allen Ruhm Verzicht zu thun, und sich nur mit seinem eigenen Beifalle zu befriedigen. Dies konnten aber nur Menschen seyn, die, voll Mißtrauens gegen sich selbst und ihre geringen Kräfte, sich nicht zum Vertrauen auf eine vollkommen erhabene Menschennatur aufschwingen konnten.

Ich erinnere hier an das, was ich oben von den Jesuiten sagte, und füge nur hinzu, daß der Abbé S — e zu ihren verborgenen Häuptern gehörte. Schon hierdurch wird die Möglichkeit jener Eigenschaft bewiesen, wenn sie anders bewiesen werden darf. Es ist freilich ein Gedanke, der manchen Kopf schwindeln machen kann: der Schöpfer und Leiter der größten Volkserschütterung zu seyn, welche die Geschichte kennt, und gleichwohl auf den Ruhm der-

selben Verzicht zu thun; weder von seinen Zeitgenossen gekannt, noch von seinen Nachkommen verehrt, und von der Geschichte verherrlicht zu werden. Es ist dies die größte Entsagung des edlen Eigennutzes, gegen welche die Verachtung von Schätzen, des Stolzes auf eine errungene Macht nichtig verschwindet. Weit höher schätze ich aber die Kunst, die Menschen, welche zur Ausführung gewisser Absichten unentbehrlich sind, so zu wählen, als diese Absichten es erfordern. Mirabeau, der sogern die Welt überredet hätte, daß alle die Schicksale, welche er erlebte, von ihm selbst hergerührt hätten, war das Werkzeug höherer Leiter, unter denen sich auch dieser Abbé befand, und er starb grade zu einer Zeit, wo er, wie die Geschichte Frankreichs gelehrt hat, entbehrlich war. Damals wollte man den

Franken einbilden, er habe sich entleibt. Dies haben aber nur die glauben können, die ihn blind verehrten, und ihm auch die Größe, dies Voraussehen seines Falls, dem er einen entschoßnen Todt vorgezogen hätte, zuschreiben wollten. Nach ihm erschien Robespierre, allein nicht lange, nicht so, daß alle Stralen der Größe sich auf ihm vereinigt hätten. Auch war dies noch nicht die Zeit; sein ernster, strenger Republikanismus hätte zu sehr mit der mirabeauschen Feuillanterie im Contrast gestanden; seine gewaltsamen Mittel, mit welchen er das Uebel aus der Wurzel tilgt, nicht blos palliativisch hinhält und verbirgt, zu sehr mit der schmeichelnden Sanftheit, mit welcher Mirabeau alles bessern wollte; darum zog er sich hinter einen Marat zurück, der mit wildem Ungestüm und von einem wüthenden Enthu-

siasmus begeistert, die Sache weit schlimmer machte, als sie war, der immer auf rasende, tolle Mittel drang, das Volk an Millionen von Schlachtopfern gewöhnte, und es so darauf vorbereitete, das Blut ohne Schauder fließen zu sehen, von welchem es immer hatte reden hören. Zwischen den schwachen, gutmüthig biegsamen Anhänger der Monarchie, und den unerbittlich strenge richtenden Republikaner müßte ein Ungeheuer treten, welches diesem sein mißfälliges Aeußere nahm, und durch den Abstand, in welchem er von dem Ungeheuer stand, in parallel mit jenem sanftern Retter setzte. — Nur ein Thor kann glauben, daß diese Folge, dies langsame, bedächtige Hinschreiten von einem Punkt zum andern, dies Vorbereiten, dies überdachte Calculiren Sache des Zufalls sey. Hier sind Menschen

im Spiele, sehr wichtige Menschen, aber allein durch ihren Verstand und die Kenntniß ihrer Mitbrüder. *)

---

*) Mit dem ehemaligen Herzoge von Orleans, der sich den stolzen Namen Egalité gab, war es ohngefähr der nemliche Fall. Man gebrauchte ihn so lange, als man seinen Namen und seine Millionen nöthig hatte, denn seinen Kopf hat man nie gebrauchen können. Jene waren aber unentbehrlich, und er, mißvergnügt mit dem Hofe, nach einer endlichen Rache für tausend Kränkungen jagend, gab sie gern her. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß unsere Nation so bereitwillig die Hand an das große Werk der Revolution gelegt hätte, wenn nicht dieser Prinz an der Spitze derselben gestanden wäre. Ein Volk entwöhnt sich nicht so leicht von dem Begriffe der Monarchie, als man glaubt, und am wenigsten ein Volk wie das französische, welches seine Könige immer anbe-

S — e, der den Gang der Begebenheiten berechnete, der sie sogar im Stillen lenkte, sah den Ausbruch des Phänomens

---

tete. Die Empörungen des Volks bedurften in seinen eigenen Augen einer Rechtfertigung, und diese lag in dem Namen des Prinzen, der an ihnen immer Antheil nahm. Ein jeder weiß, daß neben der Büste Neckers auch die Büste Orleans an dem nemlichen Tage im Triumphe umhergetragen ward, als Necker Paris verlassen hatte, und daß das Volk auf diese Art Orleans mit unter seine Götter stellte. Noch unbezweifelter ist aber, daß die Häupter der Revolution seine Gelder nicht entbehren konnten. Sie nahmen so lange von ihm, als er Geld und Credit hatte, und bewirkten durch dieses Mittel die ersten gewaltsamen Erschütterungen. Als er nichts mehr zu geben hatte, als ihm selbst niemand mehr leihen wollte, d. h. als mit ihm nichts mehr anzufangen war, da schlug

sich immer mehr und mehr nahen, auf welches alles ankam. Ein Mann wie er, der andere so richtig beurtheilte, war ganz frei von der Schwäche, sich fehlerfrei und im Besitz aller Vorzüge zu glauben, und sah es nur zu gut ein, daß es etwas anders sey, ein Unternehmen entwerfen, seinen Gang im Stillen leiten, und es ausführen. Der Mann, der es ausführen sollte, mußte von Jugend auf dazu gebildet seyn, er mußte die Vorzüge, durch welche er die Augen seiner Nation auf sich fesseln sollte, nicht erst erringen, sondern lange geübt haben, er mußte in der gan-

---

man ihm den Kopf ab, und sein Vermögen fiel dem Volke anheim, welches mit seinem Blute seine Schulden quittirte.

A. d. V.

Bayerische Staatsbibliothek München

zen Rolle es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß er überzeugt war, sie nie zu verfehlen, oder damit ich mich richtiger ausdrücke, er mußte gar nicht wissen, daß er eine Rolle spiele, sondern, von einem hohen Enthusiasmus begleitet, sich zu alle dem verpflichtet halten, was er dem Volke vorspiegeln sollte, und glauben, daß er eine Vorschrift der Moral verletze, wo er nur einen Fehler gegen die Klugheit beging.

So ein Mensch wird nicht gebohren, so einen Herrn der edlern und schuldlosen Naturtriebe, deren Unterjochung gleichfalls die Klugheit will, bringt die Natur selbst nicht hervor. Auch eine gewöhnliche Erziehung vermag es nicht. Nur die treue Sorgfalt der theilnehmendesten Freundschaft, hinter welche sich Enthusiasmus für eine

Lieblingsidee und unbegränzte Herrschsucht verstecken.

Man kann es einem Kopfe wie S — e zutrauen, daß er kein Mittel unversucht ließ, um es dahin zu bringen, wohin er wollte, und daß er jedes Mittel auf die zweckmässigste Art anwandte. Es wäre Verwegenheit, ihm hier nachzugrübeln, und in der Entdeckung der Mittel seine Absichten zu finden. Es muß uns daran genügen, zu sehen, daß ihm alles gelang, und daß er, einem großen Künstler gleich, den Charakter gerade so aufstellte, wie er ihn haben wollte. Wenn der glückliche Erfolg nicht alles darthäte, so müßten wir aus der Wichtigkeit des Unternehmens seine weise Sorgfalt darthun. Es gab nie etwas grösseres als diese S — esche Reformation, die die Menschheit mit einemmale auf einen

ganz andern und weit höheren Punkt der Cultur schleudern muß. Sie bildet alle Verhältnisse aus, sie greift alle Vorurtheile und Fehler menschlicher Verfassungen an der Wurzel an, und stürzt die religiösen Irrthümer zugleich mit den politischen. Sonst lag der Staat im Schooße der Kirche, bald wird die Religion im Schooße des Vaterlandes ruhen, sie wird aufhören zu den Zwecken des Menschen zu gehören, sie wird werden, was sie ihrer Bestimmung nach seyn soll: Mittel zu einem höhern Zwecke, welcher das Wohl des Vaterlandes ist, in dem ein jeder einzelner Bürger seine individuelle Glückseligkeit findet. — Ob dies S—e's und seiner Genossen reine Absicht war, entscheide ich nicht; es genügt zu wissen, daß ihr Zweck ein so edles und wohlthätiges Mittel duldete.

Robespierre, der nach den Absichten des Bundes, an dessen Spitze dieser große Kopf stand, die ganze Revolution leiten und vollenden sollte, konnte dies auf keine andere Art, als wenn er selbst den Bürgern ein Ideal republikanischer Bürgergröße darstellte. Zu lange war das Volk von dem Wahne, daß Geburt und Rang Verdienste geben könnten, irregeführt und unglücklich gemacht, als daß es nicht die Verdienste von der Würde und dem Stande hätte trennen, und nur in persönlichen Werth und in eigenthümliche Vorzüge setzen sollen. Darum, und zugleich damit das Volk in diesem wohlthätigen Glauben bestärkt werde, mußte Robespierre jede der Tugenden besitzen, ohne welche man sich den Namen eines Bürgers nie anmaßen sollte. Was die Catonen, Fabius, Grachen, Aristides und Phocione der

alten Welt im einzelnen waren, sollte er in sich vereinen.

Ein riesenhaftes Unternehmen, und doch gelang es.

Aber S — e ließ auch kein Mittel unangewandt. Selbst seine edlern Schwächen benutzte er zu Triebfedern der republikanischen Größe. Die Liebe schuf manchen Helden, sie setzte die Welt schon oft in den Besitz von Vortheilen, die sie ohne die edle Leidenschaft eines einzelnen, von welcher gespornt er nach Verdiensten rang, entbehren würde. Ohne sie wäre Robespierre vielleicht auch nicht entstanden.

Ehe Ludwig XV. in die Fesseln der Dubarry fiel, die ihm sein Läufer empfahl, lag er in den Armen der Pompadour, und einer Menge anderer Schönen, die, gewöhnlich von äußerst geringem Herkommen, durch

ihn erst zu einer Würde erhoben wurden, die alle, welche vom Winke des Souverains abhiengen, nicht ermangelten anzuerkennen. Man weiß, daß die Dubarry ihn vor allen andern befriedigte, daß sie sich selbst gegen ihn brüstete, in der hohen Schule der Bordelle gewesen zu seyn, und die Kunst, welche der König so sehr schätzte, ganz approfondirt zu haben. Gleichwohl war er ihr nicht treu, ob ich gleich überzeugt bin, daß er Untreue gegen sie sich weniger verzieh, als gegen irgend eine andere. Es ist bekannt, daß er es mit der schönen Wittwe eines armen Landedelmanns hielt, die den Preis ihres von der Natur erhaltenen Erbtheils kannte, und es nur zu gut wußte, daß der König ein Liebhaber von dieser Art von Waaren immer gewesen war. Sie zog daher nach Versailles, zeigte sich, wo sie

nur Hoffnung hatte gesehen zu werden, und gieng dann den gewöhnlichen Weg zu den Händen des Königs, den alles das nimmt, was er genießt, durch die Antichambre und die Hände der Bedienten. Sie ward empfohlen, und der König entschloß sich, diese Empfehlung auf die Probe zu stellen.

Es geschah, der König fand sie schön und reizend genug für eine Abwechselung. Aber für die Dauer schien es nichts zu seyn; die Meisterin Dubarry hatte ihn verwöhnt. Jedoch vernachläßigte er sie nicht ganz. Er bediente sich derselben, um sich die verfeinerte Wollust der Dubarry desto reizender und für sie desto empfänglicher zu machen.

Das hatte aber das Weibchen nicht erwartet. Bei dem Beifalle, den ihre Reize unter Landjunkern und der Livree der Vorzimmer gefunden hatte, hoffte sie nichts

gewisser, als daß es ihr gelingen würde, ihren Ehrgeiz zu befriedigen; denn dieser allein suchte auf diesem Wege Befriedigung. Anfangs hielt sie des Königs Gleichgültigkeit für eine Folge der geringen Bildung ihres Verstandes, und sie that alles, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Aber das war es leider nicht; denn Verstand wußte Ludwig nicht zu schätzen, er verstand sich nur auf Körper. *) Dennoch kam er wieder, und war in seinen Vergeltungen sehr gnädig.

---

*) Segnier, der bekannte Parlamentsadvokat, kam in der wichtigsten Angelegenheit nach Versailles. Ludwig XV. hatte ihn rufen lassen, es betraf die Widerspenstigkeit des Parlaments. Sachte! Sachte! Was giebts? — Segnier! — Nun der kann hereinkommen. Segnier tritt in das Kabinett, in welchem sich

Alles schlug fehl, sie hoffte daher viel von ihrer Schwangerschaft. Sie hatte die Du=barry noch nicht gesehen. Der König ward theilnehmender bei dieser Nachricht, kam

---

die Gräfin und der König befinden. Die Gräfin, welche ihnen den Rücken zukehrt, schläft auf einem Ruhebette. Segnier trägt so leise als möglich seine Geschäfte vor. Gut, antwortete der König; aber, indem er der Gräfin die Röcke lüftet, habt ihr je etwas hübscheres gesehen? Segnier drückt seine Bewundrung aus. — Darauf will ich Lit de justice halten. Gefällt sie euch? — Segnier sinkt in Staub. — Küßt mir das! zu Boden! wie sich's ziemt! — Segnier wirft sich auf die Knie, und küßt den schönen Hintern der Gräfin. — Das weitere könnt ihr euch bei dem Großsiegelbewahrer holen. (Bruchstücke rc. p. 283.

aber darum nicht öfter, und ward nur freigebiger gegen sie. — Sie gebahr eine Tochter, die den Namen Louise erhielt. — Von nun an floh sie der König.

Theils aus Rache, theils auch, um das äußerste zu wagen, schickte sie dies Kind einst der Dubarry, mit einer langen Klagschrift gegen den Monarchen. Die Gräfin wußte aus diesem Vorfalle mehr Vortheile zu ziehen, als die gute Landedelfrau sich je versprechen durfte. Der König brach ganz mit ihr, verwieß sie von Versailles, und fing an, sie zu haßen und zu verfolgen.

Dasselbe Gefühl beseelte sie selbst nun. Sie war, statt zu einem glänzenden Glücke emporzusteigen, der härtesten Armuth preis gegeben. Sie versteckte sich vor den Spionen der Dubarry, die sich aus ihrem Unglücke einen Spas machte, wohnte unbe-

merkt in der Vorstadt von Paris, und nährte sich als Wäscherin. Das Unglück machte sie aufmerksamer auf sich selbst, die Sorgfalt für die Bildung ihres Kindes bildete sie ferner mit, die freundschaftlichen Besuche, welche sie zuweilen annahm, thaten auch das ihre, und — wie denn Weiber ihren Haß und ihre Rache nie aufgeben, so beschloß sie, durch ihre Tochter diese vollführen zu lassen.

Ludwig XV. starb indessen ehe dies Kind seiner Mutter Kränkung recht einsehen lernte. Auf diesen Zeitpunkt hatte sie gewartet; sie glaubte ein Vermächtniß zu erhalten, aber sie war ganz vergessen. Nun beschloß sie, ihr Kind an seinen Nachkommen zu rächen. — Die Schönheit des Mädchens beförderte ihre Absichten; sie ward das Augenmerk vieler Lüstlinge, vor deren

Bewerbungen sie die Mutter aber sicher zu stellen wußte, indem sie sie von ihrer Bestimmung unterrichtete.

Einem Mann, wie S — e, konnte dieser Vorfall, und die Lage dieser Familie nicht unbekannt seyn. Wer einen König stürzen will, kennt gewiß die geheimste Geschichte seines Hofes. — Er setzte sich mit ihr in Verbindung, und that sein möglichstes, das junge reizbare Herz mit einem wildschwärmerischen Tyrannenhasse zu erfüllen. — Als er Robespierre für die Leidenschaft gegen ein Mädchen reif hielt, da führte er sie ihm so zu, daß dies mehr auf den Wegen des Zufalls als der Absicht zu geschehen schien, und handelte dabei so versteckt, daß Robespierre selbst auf nichts mehr dachte, als seinem strengen Freunde diese Leidenschaft zu verbergen.

Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß seiner Geliebten S — e nicht unbekannt sey. Er sah sie einst mit ihm gehen. — Gleichwohl wagte er es nicht, nach diesem Mädchen bei ihm zu fragen, und doch schien es ihm, als dürfte er dies wohl wagen, da S — e selbst auf dies Mädchen viel hielt, und seine Grundsätze aus ihrem Munde ihm oft wiedertönten.

Robespierre verließ indeß seine Studien auf der hohen Schule der Jesuiten, und fieng an, als Advocat in öffentliche Geschäfte zu treten. Seine Unterstützung, die er so wohl von Arras aus, als auch in den verschiedenen Collegien erhalten hatte, fieng an, sparsamer einzulaufen, und er war daher bemüht, sich in eine ausgebreitetere und gewinnreichere Thätigkeit zu setzen. Um so mehr, da er nichts mehr wünschte,

als die Lage seiner Geliebten, deren drük-kende Armuth er von Tage zu Tage immer mehr kennen lernte — denn Mutter und Tochter verbargen, was sie von fremder Hand erhielten, — durch eigne Unter-stützung zu verbessern. Ob er je daran ge-dacht hat, sich mit ihr zu verbinden, und in eine förmliche Ehe zu treten, weiß ich nicht; fast zweifele ich daran, wenn nicht etwa seine Ehelosigkeit, in welcher er noch jezt lebt, eine Folge der Revolution ist, die seit ihrem Ausbruche seine einzige Geliebte war, und jedes andere Attaschement un-möglich machte.

Jenes Bestreben nach Gewinn aber, zu welchem Robespierre so sehr aufgefordert ward, und die Befriedigung desselben, lag gar nicht in S — e's Plane. Er sollte nach seinen Absichten arm bleiben, er sollte

in einer Genügsamkeit fortleben, die nichts entbehrt, sich nach nichts sehnt, und sich an nichts bindet, und sollte in einer Eingeschränktheit gehalten werden, die ihm für die Zukunft Gewinn versprach, aber für die Gegenwart oft mit Verlust drohte. Weit entfernt also, seine Bemühungen zu unterstützen, that S — e vielmehr alles, sie fruchtlos zu machen, und wenn er ihm wegen seiner Zukunft Rath ertheilte, so war dieser immer von der Art, daß Robespierre ihn nicht zu befolgen, für zweckmäßiger hielt. Seine eignen Anschläge wurden ebenfalls immer zurückgewiesen.

Robespierre hatte nicht Muth, S — e seine Liebe zu Louisen zu gestehen. Es war das erstemal, daß er heimlich gegen ihn ward, und ihm etwas verschwieg. Hätte er sie gestanden, so wäre das ganze Miß-

verständniß gehoben gewesen. Indessen litt Robespierre doch nie Mangel, dafür sorgte sein Freund, weil er nur zu gut wußte, daß Mangel eben so gewiß irre führt, als Ueberfluß.

Der Königshaß, welcher in Robespierres Seele souverain werden sollte, ward indessen zu der wildesten Leidenschaft entflammt, da er unter der Ungerechtigkeit der Laster des Monarchen auch seine Geliebte leiden sah. Wenn er vorher das Vaterland an seinen Tyrannen rächen, und diese bestrafen wollte, so ward diese Rache nun um desto individueller, lockender und zugleich mit einer Art von Schadenfreude verbunden, die sie ihm immer noch süsser mahlte. Je weniger er den Zufall kannte, welcher ihn diesem Mädchen in die Arme warf, um desto mehr bewunderte er ihn. Zwei republika-

nische, die Tyrannen tödtlich hassende Herzen schlugen an einander und für einander, die weise, ewigkalte Ueberlegung des prüfendsten und feinsten Denkens leitete diese tobenden Kräfte; was bedurfte es mehr, als eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen, die diesen Kräften freien Spielraum gaben, um die Monarchie zu stürzen? — Keiner kannte indessen das ganze Gewebe, als der Mann, der wie ein Gott die einzelnen Faden desselben lenkte.

Um desto unerwarteter mußte es für Robespierre seyn, daß er einst, da er bei seiner Geliebten war, einen Brief von S—e erhielt, der ihm befahl, dem Unbekannten, welcher ihm denselben überbrachte, zu folgen. — Er stutzte, wie S — e ihn da suchen könne, und warum er einen Unbekannten sende, und war entschlossen, nicht

zu folgen. Dennoch siegte seine gewohnte Folgsamkeit gegen alle Befehle dieses Freundes, da seine Geliebte ihm das Räthsel dadurch zu lösen schien, daß sie ihm ihre Bekanntschaft mit S — e, nach welcher er nie gewagt hatte, sich zu erkundigen, verrieth.

Der Unbekannte führte ihn durch mehrere Gassen, endlich an einen freien Platz, rief einen Fiacker, sprach mit dem Fuhrmann leise, stieg mit Robespierre ein, und der Wagen rollte ungewöhnlich schnell davon.

Es war Abends, überall tiefe Finsterniß und die rauhe, naßkalte Luft eines Herbstabends. Die Reverberes gaben so wenig Schein, daß Robespierre die Straßen, durch welche er gefahren ward, nicht erkennen konnte, und als man ihn aus dem Thore

hinausbrachte, nicht einmal wußte, nach welcher Gegend die Reise hingieng.

Der Unbekannte sprach kein Wort, nur zuweilen lehnte er sich aus dem Schlage hinaus, und dann hörte Robespierre einige Worte fragen und antworten. Er schien ihm mit einem Bedienten zu reden, von welchem Robespierre aber nichts wußte, denn gefolgt war ihnen keiner, und der Unbekannte selbst sah einem Bedienten nicht unähnlich. — Wenn Robespierre ihn fragte, erhielt er keine Antwort.

Nachdem sie vielleicht zwei Stunden gefahren waren, hielt der Wagen auf das Rufen des Bedienten, in welches der Unbekannte mit einstimmte, still. Der Schlag ward geöffnet, man stieg aus, und Robespierre sah sich auf freiem Felde nah an einem kleinen Gebüsch, durch welches ein einzelnes

Licht seinen matten Schein warf. — Der Wagen fuhr fort, und der Unbekannte gieng in das Gebüsch voran. Ein Mensch, der mit Säbel und Pistolen bewaffnet war, folgte als Bedienter.

Im Büschchen fanden sie eine kleine Hütte, durch deren zerbrochne und verklebte Fensterscheiben das Licht hervorleuchtete. Ein altes Mütterchen saß daneben, und sang Psalmen durch die von der Brille geklemmte Nase. Sie pochten an, die Alte steckte den Kopf zum Fenster heraus, und hieß alle herzlich willkommen, öffnete die Thür, und ließ sie eintreten. Die beiden Herren schienen ihr sehr bekannt, Robespierren aber maß sie mit großen Augen von oben bis unten, und lachte freundlich, als fände sie an dem schönen Manne noch einiges Behagen.

Robespierre, der nicht wußte, wo er war, musterte das Zimmer, und fand überall Armuth, die sich nicht zu verbergen sucht. Nirgends war eine Spur von Beschäftigung, desto mehr aber von Frömmelei und Andächtelei. Ein Bett, einige Stühle, ein Tisch und Schrank machten den ganzen Hausrath aus, an der Wand aber hiengen Heiligenbilder, Rosenkränze und mancherlei Amulette.

Seine Begleiter giengen in eine Nebenthür, die in eine dunkle Kammer führte; die Alte gab ihnen als alten Hausfreunden das Licht mit, und Robespierre blieb mit ihr im Dunkeln allein. Nachdem sie eine Weile gegen einander geschwiegen hatten, schleppte die Alte sich tappend zu einem Stuhle, ließ sich nieder, und fieng an, ihren Psalm weiter zu singen. Robes-

pierre stand in Erwarten der Zukunft vertieft.

Endlich kehrte der Unbekannte mit dem Lichte zurück, und rief Robespierre, ihm zu folgen. Er begleitete ihn durch die finstere, leere Kammer über einen kleinen Hof hinten in ein äußerst ärmliches Nebengebäude, öffnete eine Thür, reichte ihm das Licht, und hieß ihn hineintreten.

Leise trat Robespierre näher, sah sich in dem Zimmer um, und entdeckte nichts, als ein Bett mit Vorhängen, vor welchem ein Tischchen mit Arzeneiflaschen stand. Indem er noch zweifelte, ob er demselben nahen sollte, weil er gar nicht begreifen konnte, was er hier erwarten könnte, schlug eine magere dürre Hand die Vorhänge zurück, und ein eingefallnes, bleiches Gesicht trat aus dem Dunkel hervor, welches von dem

Scheine des Lämpchens, das auf dem Tische stand, nur noch bleicher und entstellter ward. Robespierre trat einen Schritt zurück. Er glaubte den Todt zu sehen.

Tritt näher, mein Sohn! rief ihm die Gestalt mit sterbendem Tone entgegen. — Er trat näher, und fand den sterbenden Hilarius, der, um ihn zu sehen, vor seinem Tode noch hierher gereist war, und nun seine letzte Stunde erwartete.

Diesen sonderbaren an das romanhafte gränzenden Vorfall hat mir Robespierre selbst erzählt, aber nie ist es mir gelungen, mehr von ihm zu erfahren, als was ich hier dem Leser mittheile, ob er mir gleich sagte, daß er noch drei Tage in der Hütte zubrachte, seinem ersten Lehrer die Augen zudrückte, und dann erst nach Paris zurückkehrte. Vielen Einfluß hat indeß dieser

Vorfall auf sein Leben gehabt; er hat mir selbst gestanden, daß er durch diese Begebenheit erst recht determinirt worden sey, der Mann zu werden, der er ist.

Wenn Vermuthungen in der Geschichte nicht frevelhaft sind, und das sind sie nicht, sobald man sie für nichts mehr ausgiebt, so mögte ich wohl äußern, was ich über diesen Vorfall denke. Man wird freilich sagen, daß ich in der Deutung desselben meinem System folge, aber das thut ein jeder, und der Schriftsteller wäre übel daran, dem man nicht einmal das erlauben wollte. Jedem andern steht es frei, ihn nach seinen Voraussetzungen zu deuten.

Robespierre ward durch ein Billet von S — e bestimmt, dem Unbekannten an den Ort zu folgen, wohin ihn jener sandte; er fand da den sterbenden Hilarius, der

ihm sein Vermächtniß mittheilte, und sagt selbst, daß dieser Vorfall über sein Leben entscheidend gewesen sey.

Was ist wohl offenbarer, als die Uebereinstimmung und Zusammenwirkung der beiden geheimnißvollen Freunde? Was ist wahrscheinlicher, als daß Robespierre im Vermächtniß seines Freundes die Enträthselung seines Lebens und seiner Bildung erhalten habe? — Es ist mir gar nicht unglaublich, daß der Sterbende hier dem jungen Manne die Plane entdeckt habe, für welche er erzogen war. Ich bin weit entfernt, diese Handlung zu mißbilligen; es war weiser, dem forschenden Geiste desselben Licht zu geben, als ihn zum Forschen zu verleiten, welches ihn zu unvorsichtigen Vertraulichkeiten, zu Irrthümern, und Fehlern hätte führen können. Diese

Stunde war es, in welcher Robespierre zum Vertrauten des großen Bundes erhoben ward, der, so lange er existirt, die Welt als ein Spielzeug seiner Herrschsucht behandelt hat. — Diese Stunde war es, in welcher der Geheimnißvolle, durch die Enträthselung der Absichten seiner Bildung, den jungen Mann aufforderte, das an sich selbst zu vollenden, was von nun an, da er über fremde Bildung erhaben war, ganz sein eignes Werk seyn mußte. Es giebt für einen Ehrgeizigen, — und zu einem solchen war Robespierre gebildet, — nichts reizenderes, als die Bekanntschaft mit seinem Ziele, wenn es ein Ziel ist, wie das, welches meinem Helden bestimmt war. Er war der Mann, der alle die Plane, die seit Jahrhunderten — seit das Licht den Kampf gegen die Finsterniß begann, und

die Schlauen im Dunkel ihre Herrschsucht nicht mehr sicher glaubten, — entworfen waren, ausführen sollte. Er war es, dem eine große Gesellschaft die Frucht ihrer Mühe, den Ruhm ihrer Thätigkeit überließ. Und gleichwohl forderte sie von ihm nichts, als Gehorsam, nichts, als ein ununterbrochnes Wandeln auf der Bahn der republicanischen Tugend, nichts, als eine Festigkeit des Geistes, die auch dann, wenn sie in allen Lüsten schwelgt, sich nie vergißt, sondern immer ihr Ziel vor Augen behält. Er war der Mann, der ihren Ruhm erben, und durch seine übrige Unbescholtenheit die harten Maasregeln rechtfertigen sollte, die sie nothwendig finden würde. Denn auch darum mußte Robespierre ein Mann von anerkannter Tugend, ohne Selbstsucht, ohne Eigennutz, Stolz, Geiz

oder Herrschsucht seyn, damit durch diese Züge seines Charakters die Blutströme und die Grausamkeiten gerechtfertigt würden, die man ohne diese Vertheidigung würde verabscheut haben, und welche gleichwohl unumgänglich nöthig waren.

Auf jeden Fall war der Zeitpunkt sehr glücklich gewählt. Die Gegenwart seines ersten Lehrers, sein Todt, seine halbgebrochne Stimme, alles dies wirkte, um ihm die Bestimmung, welche ihn erwartete, groß und ehrwürdig, und diesen Augenblick zu dem wichtigsten in seinem Leben zu machen. Er hatte das Licht gesehn, und die Zukunft schloß sich ihm auf.

Als er einige Tage darauf nach Paris zurückkam, war sein erstes Geschäft, S—e aufzusuchen. Er fand ihn nicht; sein Freund war verreist. Dies versetzte ihn in

eine peinliche Lage. Denn was ist wohl unangenehmer, als sich im Besitz eines unerwarteten Glücks, oder tiefer Einsichten zu wissen, und gleichwohl nirgends jemand zu finden, dem man sein Glück mittheilen könne? Und doch war es dies nicht allein, was Robespierre zu S — e trieb. Er hatte den ersten Lichtstrahl gesehn, das Gewölk, welches die Sonne der Zukunft verdunkelte, war auf einen Augenblick hinweg geschwunden, er wollte dem Lichtquell näher dringen, und alles in dieser daurenden Helle überschauen. Darum gieng er zu dem, der ihm nicht allein Freund, sondern auch Lehrer seyn konnte. — Erst, nachdem er S — e nicht gefunden, suchte er seine Geliebte auf. — Auch diese war fort; er fand die Zimmer derselben von Leuten bewohnt, die er nicht kannte, und als er

sich bei dem Wirthe nach ihrer neuen Wohnung erkundigte, wußte dieser sie nicht anzugeben. Da er gern hinter diese neuen Geheimnisse dringen wollte, so fragte er bei dem Wirthe nach der Ursach ihres Umziehens, und hörte, daß er mit ihnen schon längst in Unfriede gelebt, und ihre Entfernung gewünscht habe. Es schienen ihm verdächtige Leute, sagte er, und er mögte sich um sie nicht bekümmern; von dieser Art würde er sie leicht überall finden.

Robespierre sah sich nun in dem weiten Paris allein, ohne Freund, ohne Theilnehmer und Rathgeber. Diese Lage hatte S — e beabsichtigt. Denn nur sie war im Stande, das in Robespierres Seele zu fixiren, was in ihr für immer gegründet werden sollte. Die Einsamkeit mußte seine Bildung vollenden, oder seine Untauglichkeit

zu dem Zwecke darthun, zu welchem man ihn zu vorschnell ausersehn hatte. Er mußte entweder ein großer Mann, oder wahnsinnig werden.

Diese Periode hatte für ihn um so mehr beunruhigendes, da er in derselben immer unthätig seyn, und nur andere auf sich mußte wirken lassen. Seine Empfindung war eine stete Spannung, ein stetes Erwarten der Zukunft, und zwar einer im höchsten Grade wichtigen Zukunft. Mit Hoffnungen stand er auf, und manchen Abend legte er sich unbefriedigt nieder, wenn der Tag in einer eklen Gleichgültigkeit hingeschlichen war. —

In der That suchte er auch diese Zeit abzukürzen. Denn da S — e nicht wiederkam, da es ihm unmöglich war, die Geliebte seines demokratischen Herzens aus-

zuforschen. So eilte er von einem Orte hinweg, der ihm eben durch seine Zerstreuungen und sein tobendes Gewühl zwiefach verhaßt war.

Er gieng nach Arras zurück, und lebte äußerst still bei seiner Mutter. Hier erhielt er sehr oft Briefe, historische und politische Aufsätze, auch Documente über einzelne Theile der französischen Staatsverwaltung, deren Inhalt von der größten Wichtigkeit war, und die er gewöhnlich verbrennen mußte.

Wichtiger war indeß für die Zukunft sein Studium der Philosophie, dem er sich ganz ergab, und welches seinen ersten glücklichen Schwung durch Rousseaus Contract social erhielt. Auch sandte ihm hier S — e sein Droit de l'homme in der Handschrift mehrere Jahre vor der Bekanntmachung derselben zu. — Als er späterhin

von seinen unbekannten Führern den Auftrag erhielt, bürgerliche Geschäfte zu übernehmen, und Processe öffentlich zu führen, war er auch hierin folgsam, und er sah es nachher nur zu gut ein, was man hierdurch beabsichtigt hatte. Er durfte dem Volke nicht unbekannt seyn, welches ihn zu seinem Repräsentanten erwählen sollte. Gelegentlich hatte dieses Advociren für Robespierre noch einen andern Nutzen. Der Mann, welcher in der Zukunft den Staat leiten sollte, der dazu bestimmt war, eine stürmische Volksversammlung am Bande der Beredsamkeit zu leiten, wohin er wollte, mußte eine Uebung in der Kunst haben, auf der in der Zukunft sein ganzer Einfluß beruhete. Diese konnte er nur durch die plaidoyers erhalten; denn damals waren die kleinen Gesellschaften noch nicht gestiftet, aus denen nach dem Ausbruche der Revolu-

tion mit einemmale die Provincialvolksgesellschaften hervorgiengen.

So verstrichen ihm mehrere Jahre, in denen er, ohne durch irgend etwas von seinem einzigen Ziele abgezogen zu werden, nur für die Zeit lebte, wo er mit einemmale hervortreten und handeln sollte. Seine Mutter, der Bischof von Arras, der ihn sehr liebte, und einige aus der geringern Classe der Bürger zu Arras bildeten seinen ganzen Umgang. — Jedoch genoß er ihn nur selten; er verschloß sich mehr in sich selbst, verfolgte seine Ideale, und lauerte auf jeden Schritt, den die Regierung zu ihrem Untergange that.

Einer der wichtigsten war unbezweifelt die berüchtigte Halsbandsgeschichte, welche, so sehr sie der Hof, eben so listig als grausam verdeckte, dennoch, zu bekannt ward, und

die Krone zu sehr entehrte, als daß das Volk sie nicht hätte verachten, und eben darum nachher desto bereitwilliger zertreten sollen. Die ehemalige Königin hat, wie jeder weiß, unendlich viel zum Nachtheile der Nation gewürkt, aber man kann wohl mit eben so vielem Rechte sagen, daß sie sich selbst und ihre Familie noch weit mehr gemißhandelt habe, als die Nation. Ohne sie wäre der König nie so klagbar geworden, daß man ihn hätte auf das Schaffot schleppen können, und schon darum kann man es weniger bedauern, daß sie ihm folgen mußte.

Die ganze Begebenheit ist zu bekannt, als daß ich sie hier weiter erzählen sollte, als sie Robespierre angeht. Der Hof hatte sich durch seine Verschwendungen in ein Labyrinth locken lassen, aus welchem er sich

auf eine Art ziehen wollte, die seiner höchst unwürdig war. Dies sage ich als Republikaner; denn ich kenne nichts, das des Menschen, und um so mehr des Regenten, der ein Vorbild der Gehorchenden seyn sollte, unwürdiger wäre, als Unredlichkeit.

Die Sache war zu Paris im vollen Gange, man sprach überall davon, Rohan saß gefangen, — denn was sind die langen Stricke besser als die kurzen? — Cagliostro war auch verhaftet, und mit ihm die la Motte und die kleine unschuldige Oliva, die mit aller Gewalt der Königin ähnlich sehen sollte.

Die erste Nachricht davon erhielt zu Arras — Robespierre, und mit ihr zugleich den Befehl, abzureisen, und so schnell als möglich in Paris zu erscheinen. — Gewohnt den Befehlen seiner unbekannten Füh-

rer ohne Klügelei zu gehorchen, machte Robespierre sich auf den Weg, und eilte nach Paris zu S — e.

Sie hatten sich seit der Zeit nicht gesehn, wo Robespierre an dem Sterbebette seines Freundes Hilarius stand, und die Aufschlüße über seine Zukunft erhielt. Es war für beide ein wichtiger Moment. Prometheus stand zum erstenmale vor dem von ihm selbst beseelten Bilde, sollte er ihm nicht entgegenfliegen? sollte das Bild sich nicht um die Knie seines Schöpfers werfen? — S — e ist ein Mann ohne allen Enthusiasmus, ein Herz ohne alle Leidenschaften, er ist nur Kopf, und die unbedeutendste seiner Handlungen, selbst ein Wink seiner Augen, ist so überlegt, als könnte er, gleich dem Jupiter, dadurch Erde und Himmel erschüttern.

Robespierre traf S — e beschäftigt, und dieser, weit entfernt, sich jetzt näher an ihn zu schließen, da ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß ein engres und festres Band sie jetzt vereinigte, wunderte sich vielmehr, woher es komme, daß er jetzt in Paris erscheine. Als ihm Robespierre sagte, daß er auf Befehle ihm unbekannter Gebieter hier erscheine, daß S — e wahrscheinlich um diese Befehle wissen müsse, da sie ihn an S — e gewiesen hätten, that er sehr fremd, leugnete, daß er bestimmtere Vorschriften für ihn habe, und bat ihn, weil er jetzt sehr beschäftigt wäre, zu einer andern Zeit und vorzüglich dann wiederzukommen, wenn er genauere Vorschriften würde erhalten haben. — Robespierre wunderte sich anfangs über diese Begegnung, als er aber die Sache genauer überdachte,

fand er diese Kälte eben so weise als nothwendig, und nicht beleidigend für ihn.

Da er nach einem Monate noch keine genauern Befehle erhalten hatte, da der sonst so lebhafte Briefwechsel seiner Oberen ganz stockte, und er von Arras, wohin er deshalb geschrieben hatte, die Nachricht erhielt, daß keine Briefe an ihn eingelaufen wären, gieng er wieder zu S — e, und fand ihn, wie er ihn verlassen hatte. In sich verschränkt, einsylbig, den Punkt der Vereinigung vermeidend, schien er mehr seiner, als eines geäfften, zu spotten, und ihm Vorwürfe zu machen, daß er sich von Unbekannten leiten lasse. Er beklagte ihn, daß er in diese Hände gerathen sey, daß man seine Thätigkeit für eine ungewisse Zukunft hinhalte, und ihm das Vergnügen raube, schon jetzt die Früchte

derselben zu schmecken. Um so mehr — gab er ihm zu verstehen — sey dies der Fall, weil er für die Zukunft auch verloren gehen könne, indem sein Feuer nun nicht nähren, sondern wie die Glut eines Vulkans hervorbrechen und zerstören werde. Dies Gespräch über seine Unthätigkeit und seinen Müßiggang führte sie auf seine Zerstreuungen, und S — e fragte ihn, ob er seine ehemalige Geliebte schon aufgesucht habe! — Da Robespierre dies verneinte, so wieß ihn S — e nach der Salpetrière, wo er sie unter dem Namen Oliva finden würde.

Robespierre erstaunte, S — e gab ihm aber nicht die geringsten Aufschlüße über die Art, wie sie dahin gekommen sey. Er konnte es nicht fassen, wie die Feindin des Hofes seine Maschine hatte werden können. — Er sah nicht ein, daß die Ge-

sellschaft, in deren Händen er selbst war, in jedem Augenblicke bereit stand, die Maschinen aufzuopfern, die sie nicht mehr gebrauchen konnte, er sah nicht ein, daß dieser Bund Menschen zu Schlachtopfern des Throns erziehen konnte, um durch ihren Sturz dem Throne zu schaden. Er konnte dies auch nicht, da ihn noch nichts dahin geführt hatte, die Wirkungen dieses Ordens auf den beiden entgegengesetzten Enden, in ganz widersprechenden Gestalten zu sehen, da er noch nicht auf den Gedanken gerathen war, daß man etwas durch sich selbst stürzen könne.

Vergeblich hoffte er durch S — e den Zutritt zur Mademoiselle Oliva; er mußte ihn sich selbst bahnen, und dieß kostete ihm außerordentliche Mühe. — Indessen mißlingt der Sorgfalt und Ueberlegung nicht leicht

etwas. Bestechungen öffneten ihm den Kerker seiner Geliebten.

Sie war erstaunt, ihn zu sehen, denn niemand hatte sie weniger erwartet. — „Ich glaubte sie todt," redete sie Robespierren an, dem diese Bewillkommung im höchsten Grade befremdend war. — Sollte sie seinen Todt gewünscht haben? Sollte sie, da die Liebe für ihn erkaltet war, ihn jetzt ungerne wiedersehen? — Dies alles erklärte sich bald. Sie waren beide hintergangen. An jenem Abend, wo Robespierre aus ihrem Hause geholt war, hatte ihr ehemaliger Wirth mit ihr Händel gesucht, und sie widerrechtlich mit ihrer Mutter aus dem Hause geworfen. Seine Bestechungen schafften ihm bei der Policei Recht; sie selbst bezogen in der äußersten Vorstadt ein kleines Zimmer, in welchem S — e mit

ihnen 3 ganzer Monate wohnte. So sonderbar es auch klang, da es gerade die Herbstmonate waren, so konnten sie doch nichts dagegen einwenden, daß er behauptete, es geschähe seiner Gesundheit wegen. — Jetzt — sagte sie, — sehe ich alles ein, S — e ist an allem Schuld; er hat den Wirth bestochen, uns zu entfernen, und Ihnen unsere Wohnung zu verheimlichen; er hat bei uns gewohnt, um von Ihnen nicht gesehen zu seyn, und Ihren Besuch von uns zu entfernen. Er sagte, Sie wären in einer Ehrensache verwickelt gewesen, und es könnte wohl seyn, daß Sie das Leben verloren hätten. Das glaubte ich denn, als Sie nie wieder kamen.

Dies wäre im Stande gewesen, Robespierre gegen seinen Freund S — e miß-

trauisch zu machen, wenn er nicht selbst die glücklichen Folgen der Entfernung gefühlt hätte, in der er eine Zeitlang leben mußte. Er unterdrückte also alle Empfindungen des Unwillens, so gerecht sie sich ihm auch ankündigten, und leitete das Gespräch bald wieder auf die Schicksale der Oliva.

Sie waren die gewöhnlichen Schicksale eines schönen Mädchens, welches sich in Dürftigkeit und von der Gewinnsucht belagert sieht. Als S — e, den sie nur um Robespierre willen interessirte, sie verlassen hatte, ersetzte Cagliostro seine Stelle, und durch ihn kam sie in die Hände der La Motte, mit beiden nachher in das Gefängniß. Wie? und warum? wußte sie nicht. Ueber ihrem Leben schwebte von ihrer Geburt an ein Dunkel, und so sehr sie auch Neugier, die den Weibern selten fehlt, und eig-

nes Interesse hätte reizen sollen, dies zu durchbrechen, so war sie doch zu sehr daran gewöhnt, und von der Gewöhnung in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen ihre Schicksale geworfen worden. So weit sie damit bekannt war, entdeckte sie Robespierre die Halsbandsgeschichte, nicht ohne den Wunsch, durch ihre Unschuld seine ehemalige Liebe zu erwecken, und ihn zu ihrer Errettung aufzufordern. Robespierre erbot sich auch wirklich zu ihrer Vertheidigung vor Gericht; allein sie hatte kein öffentliches Gericht zu hoffen, da dem Hofe daran liegen mußte, die Sache so viel als möglich im Dunkeln zu halten. Indessen theilte sie ihm doch alles mit, und aus diesen Erörterungen, die Robespierre aus dem Munde der Oliva erhielt, ist die justification de Mademoiselle Oliva entstanden, die damals, als sie erschien, kaum dem

Verbrennen durch Henkershand entgieng, und Robespierre zum Verfasser hat.

Er wiederholte seine Besuche im Gefängnisse, welches ihm leicht ward, da der Weg einmal gebahnt war. Indessen ward er doch dadurch gestört, daß man einst, als er grade bei der Oliva war, den Gefangenwärter arretirte, daß selbst in das Zimmer der Oliva Soldaten drangen, sie in eine andere Stube brachten, und auch ihn mit fortschleppten. Nur durch die Dazwischenkunft eines Officiers, der sich nach seinem Namen erkundigte, und halb erstaunt und freudig ausrief: Ach! Sie sind Robespierre? — ward er wieder befreit. Robespierre entdeckte dem Officier die Beweggründe, die ihn in das Gefängniß der Oliva geführt hätten, der Officier aber antwortete: Seyn sie unbesorgt, ich kenne das,

für die Oliva haben Sie nichts zu fürchten.

Wenn man diesen Umstand in dem Gesichtspunkte der damaligen Zeit faßt, so ist er höchst auffallend. Jetzt hat sich dies verloren. Die Revolution hatte sehr früh unter den Soldaten ihre Anhänger, und ich habe selbst Custine auf der Gasse mit den Gemeinen aus einer Flasche trinken sehen. Ohne diese Vertraulichkeit der für die Umänderung der Staatsverfassung gewonnenen Officiere, war an keinen Beistand der Truppen zu denken, und jeder, der da weiß, wie bereit diese waren, für die gute Sache des Volks zu streiten, der sieht ein, daß dieses Verhältniß der Oberen gegen ihre Untergebenen habe Statt finden müssen.

Robespierre unterließ trotz dieser Warnung nicht, um die Salpetriere und durch ihre Vorhöfe zu schleichen. Es gelang ihm aber nicht wieder, in den Kerker seiner Geliebten zu dringen. Bald war ihm auch der Wunsch unmöglich gemacht; denn die Oliva war, wie es hieß, in ein Kloster gebracht, wie man aber überall nur zu gut wußte, in England, wo sich auch bald nachher die La Motte zeigte. Der Despotismus hatte seine Schlachtopfer nicht entwischen lassen, man hatte sie entführt.

Der entscheidende Moment kam indessen immer näher. Von allen Seiten ward dahin gearbeitet, eine große Explosion der Kräfte zu bewirken. Der Staat ward immer mehr mit neuen Lasten beladen, die er nicht zu tragen im Stande war. Der Hof, der nur in seinem Glanze seine Größe fand, war

nicht stark genug, dem zu entsagen, wodurch er den Staat stürzte, und die Nation nicht herabgewürdigt genug, um den Schimpf eines Nationalbanquerouts, von welchem man schon so lange sprach, mit Gleichgültigkeit zu ertragen. Ein tolles Finanzsystem lößte das andere ab, an die Stelle des schwachen Ministers trat gewiß ein noch schwächerer, wenn er zu finden war. Der einzige Mann, auf den fünf und zwanzig Millionen hoffnungsvoll die Augen richteten, ward verjagt, und die Nation, die schon lange sah, daß es dem Hofe an Kraft fehle, ihr zu helfen, zweifelte nun nicht länger daran, daß ihm auch der Wille dazu mangele. — Jetzt stand sie auf, und nahm die Rolle, die jener verwarf, über sich.

Ich schreibe keine Geschichte der Revolution, sondern nur das Leben eines ihrer

Helden. Ich schreibe es noch bei seinem Leben, aber, zur Ehre meiner Schrift sey es gesagt, ohne alle Rücksicht auf mein eignes Leben, auf welches nichts mehr Einfluß haben kann. Ich werde daher nur das von dem Gange der Begebenheiten bemerken, was auf ihn Bezug hat; ich werde seltner von seinen öffentlichen Handlungen reden, und lieber einzelne Züge seines Privatlebens anführen, die immer mehr zu der Charakteristik eines Mannes beitragen, als die öffentlichen Scenen, in welchen jeder, der gut spielen will, eine wohlstudirte Rolle sich selbst und andern vorspielt. Einige Bemerkungen kann ich aber nicht unterdrücken.

Die Revolution und ihre Geschichte ist nicht sowohl eine Sammlung von Begebenheiten, eine Reihe von Vorfällen, als vielmehr eine Sammlung von Begriffen und

die Geschichte ihres Fortschreitens. Die Ideen und Aufklärungen waren immer um einige Schritte vor den handelnden Personen voraus, sie giengen den ruhigen Gang der Natur, der ihnen einmal vorgezeichnet war; mancher sprang mit ihnen, von einer edlen Schwärmerei begeistert, den Begebenheiten auf einige Zeit voraus, mancher blieb schüchtern zurück, indem ihn Schwäche des Kopfs oder des Charakters, der nicht zu Entsagungen, welche die Idee forderte, aufgelegt schien, zurückhalten mußte. — Wie wäre es sonst möglich, daß so mancher, der in den ersten Tagen, — oder wenn er glücklich war, — Jahren der Revolution eine Rolle spielte, nachher von der Bühne treten mußte? Der Eigennutz konnte ihn nicht verdrängen; denn warlich, noch herrschte kein System, bei

welchem dieser nicht seine Rechnung gefunden hätte. —

Viele, die für die Revolution thätig gewesen sind, wußten nicht, ob sie das durften, was sie wollten; andere nicht, ob sie das sollten, was sie wünschten, und noch andre konnten sich nicht zu den Mitteln entschließen, ohne welche ihre Absichten ewig unerfüllt bleiben mußten. — Die angesehensten Mitglieder der ersten Nationalversammlung, die so manches dazu beigetragen hatten, die Constitution zu gründen, denen sie zum Theil eigenthümlich gehörte, wußten nicht, daß gerade in ihr die Keime eines künftigen Bürgerkriegs und einer neuen Revolution lagen. Die, unter deren Leitung sie standen, — und dies war vorzüglich die Superiorität von S—e's Kopfe, — wußten es nur zu gut, daß sie den König

und das Volk in Rivalität gegen einander gestellt hatten, daß von ihnen dem Volke alle Gewalt über den König gegeben, aber dem Könige doch noch Hoffnung gelassen war, diese Gewalt wieder zu gewinnen, und daß eben deswegen ein neues Reiben der fremdartigen Theile, und aus diesem Reiben neues Feuer entstehen mußte. Diese Collisionen zeigten sich auch nur zu bald bei der ersten Legislatur, und man könnte mit Recht behaupten, daß die Constitution dieser zum Possen gemacht war. — Es ist nichts augenscheinlicher, als daß diese Constitution nur eine Vorbereitung zur Republik seyn sollte. Jetzt, wo wir einen Freistaat ausmachen, wo es das Kennzeichen eines guten Bürgers ist, jene Constitution zu verachten, können wir es laut sagen. Augen, die nicht gar zu blöde waren, sa-

hen es auch damals schon; denn, wie konnte man hoffen, daß der Hof zu einer Zeit, wo er noch im Kriege mit der Nation begriffen war, so viel Rechte weggeben, und eine Capitulation, wie diese, für immer unterschreiben würde? Wer dies erwarten konnte, der muß nicht wissen, wie spät die Regierungen ihre Hoffnungen aufgeben, wie spät sie aufhören, an die Wirksamkeit der Mittel zu glauben, die Jahrhunderte lang ihre Existenz und ihren Einfluß gerettet haben.

Und wie konnte der Hof diesen Glauben da aufgeben, wo er sah, daß die Götter des Volks noch immer um die Stufen des Throns krochen, und ihm im Stillen das abbaten, was sie ihm öffentlich um des Volks willen zu leide thun mußten. Von

wem anders rede ich, als von La Fayette und Mirabeau?

Man hat den Ehrentitel des großen Mannes verschwendet, indem man ihn diesen Männern gab, und doch kann man es der Nation nicht verargen, daß sie es that, da diese die ersten waren, die mit vorzüglichem Glücke auftraten, und alle Strahlen der Volkswürde in sich vereinigten. La Fayette hatte bei weitem nicht Kopf genug, um ein Held der Revolution zu seyn; der Zufall warf ihm eine Rolle zu, die er nicht verdiente, weil er ihr nicht gewachsen war, und anstatt, daß er die Rolle hätte spielen sollen, spielte die Rolle mit ihm. Kalt in sich zurückgezogen, sich selbst mißtrauend, immer auf der Lauer stehend, welchen Gang die Dinge nehmen würden, wußte er nie recht, wie er sich ei-

gentlich nehmen sollte. Anstatt daß er in der Macht des Volks, welches ihm so oft zu vorschnell seine Gunst bezeigt hatte, seine Stütze hätte finden sollen, hieng er noch viel zu fest am Hofe, und erwartete von da her seine Macht. Ich weiß es nur zu gut, daß, so sehr die Ehrenbezeugungen des Volks seinem Ehrgeize schmeichelten, er dennoch immer besorgt war, dadurch dem Hofe zu mißfallen. Nie habe ich einen Menschen mehr bedauert, als ihn; denn nie war ein Mensch mehr in der Klemme, nie hatte ein Mensch, den der Zufall in eine Lage warf, wo er sich groß hätte zeigen können, weniger Entschlossenheit, es seyn zu wollen. Dies hat er in allen Kämpfen mit seinen Rivalen, besonders mit den Lameths, gezeigt. — Wäre er indessen, wie Mirabeau, in der Zeit seiner vermeinten Größe so recht gele-

gen gestorben, auch ihm wäre das Pantheon dekretirt; aber gewiß hätte man ihn aus demselben hervorgezogen, sobald man den eisernen Wandschrank entdeckt hatte. Lafayette hatte nie Muth, und die Nation setzte weit mehr Zutrauen auf ihn, als er auf sich selbst setzte; er war ein Mann für den Hof und für die erste Constitution.

Mit Mirabeau ist es derselbe Fall, und über ihn ist die Nation belehrt, da es mehr der Mühe werth war, sein Betragen zu untersuchen, als das Betragen des Gefangenen in Magdeburg. Ich schweige daher von ihm, denn über ihn ist der Stab gebrochen. Man hat seinem politischen Charakter die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die man vorher schon seinem moralischen erwiesen hatte.

Nur Menschen, die ganz unvertraut mit dem Gange der Begebenheiten waren, haben diese beiden für Hauptfiguren der Revolution halten können. Der Charakter der Revolution zeigt, daß die, welche durch sie glänzen, nicht ihre ersten Helden sind. So war dies auch schon damals der Fall. Diese beiden verschossen die Pfeile, die andere auf die Bogen legten, und deren Richtung andere bestimmten. — S — e, dem die erste Constitution so viel verdankt, der einer der ersten war, welcher zu einer Vereinigung mit dem dritten Stande rieth, der zuerst seine Privilegien aufgab, und den edlen Enthusiasmus der Aufopferung unter die Mitglieder der constituirenden Versammlung einführte, S — e war es, der, so wenig Einfluß er auch in die Begebenheiten, und vorzüglich in die Schlüsse der Versamm-

lung zu haben schien, doch das Ganze leitete.

Indessen sah er nur zu gut ein, daß es ihm sehr schwer, wo nicht unmöglich, seyn würde, die Versammlung allein, oder in der Conspiration einiger Vertrauten zu lenken. Die Mitglieder konnten ein gewisses Zutrauen auf ihre Vollmachten äußern, und, auf diese sich stützend, seinen Eingebungen widerstreben. Das Volk selbst, welches so oft mit Petitionen vor der Versammlung erschien, leitete die Schlüsse derselben durch diesen unerwarteten Einfluß zu eigenmächtig, und zeigte denen, welche die Revolution beherrschen wollten, selbst den Weg. Durch die Versammlung konnte das Volk nicht beherrscht werden; umgekehrt, durch das Volk die Versammlung.

Zu diesem Zwecke war man bemüht, sich die allgemeine Meinung zu unterwerfen, alle mit einem schwärmerischen Feuer zu beseelen, welches nur des geringsten Hauchs bedurfte, um aufzulodern, und in beständiger Glut erhalten zu werden. — So wenig die es wollten, welche die Jacobinerklubs stifteten, so ward doch diese Gesellschaft schnell dazu benutzt, und es läßt sich nicht leugnen, daß durch sie der Revolution und Freiheit viele Vortheile erwachsen sind. Sie haben durch die Errichtung subordinirter Gesellschaften in den Provinzen Gemeingeist verbreitet, und eine Menge lichter Grundsätze mit einer Schnelligkeit in Umlauf gesetzt, die mit Recht Erstaunen verdient. Sie sind es, die das Volk über seine Revolution und ihre Zwecke belehrt haben, die manchen Aufstand, manche

Gegenrevolte im Keim unterdrückten, die, so vieles Menschenblut sie auch später hin aufgeopfert haben, doch immer dabei mit Berechnung zu Werke giengen, und gewiß vielleicht zu viel, (denn dies stand nicht in ihrer Gewalt,) aber doch nie zur unrechten Zeit fließen ließen.

Es fehlte aber viel, daß die Gesellschaft gleich anfangs das gewesen wäre, was sie nachher ward. Sie trug bei ihrer Stiftung zu sehr den Geist derer, welche sie errichteten, es war sogar eine starke Aristokratie in sie hineingeschlichen, die jedoch bald verbannt ward, als man durch sie anfieng das Gleichheitssystem, welches trotz der Dekrete immer Ideal geblieben wäre, thätig in die Sittlichkeit und den Umgang einzuführen, als man hier nur den Geist schätzte, den Handwerker so gut als den

Herzog hörte, und diesen wie jenen verlachte, wenn er verlachenswürdig war. Dies war die Zeit, wo die Lameths, Lafayette und Mirabeau sich wechselseitig vereinigten, wo S — e eben diesen zweimal auswich, und nachher so ehrenvoll in die Versammlung wieder aufgenommen ward.

Robespierre war unterdessen durch den Bischof von Arras Mitglied der konstituirenden Versammlung geworden, war nachher in den Jacobinerklub getreten, und lernte nun hier, indem er S — e beobachtete, der bald sprach, bald sich zu einem ehrenvollen, verachtenden Stillschweigen verdammte, der bald seinen ganzen Einfluß zeigte, bald gleichgültig schien und durch andere wirken ließ. Indem er hier ein Muster sah, ward es ihm leicht, das chamäleontische, immer wechselnde der Gemüthsart anzunehmen, wo-

durch er jedem ein anderer zu seyn scheint, und jeden wieder um desto leichter lenkt. Man sollte schwören er habe alle Individualität abgelegt, und sey nur das Personificat seiner Grundsätze.

Die Jacobiner hatten die Absicht, das Volk aufzuklären, und ihm alle die reinen Begriffe einzuimpfen, die die Revolution bewirkt hatte, und für immer ihre vorzüglichste Stütze bleiben mußten. Dies fiengen aber die ersten Stifter dieser Gesellschaft unrecht an, indem sie sich bemühten, das Volk zu sich heraufzuziehen, und es in die Mysterien ihrer metaphysischen und politischen Räthsel einzuweihen. So sehr das französische Volk zum Denken aufgelegt ist, so wenig gehörten doch von jeher Spitzfindigkeiten der Abstraktion und Grübeleien zu unsern Lieblingsbeschäftigungen. Wir

haben überhaupt an allem immer mehr die Form als den Stoff geschätzt, und konnten daher uns nicht zu dem bekennen, was allein durch den Stoff Werth hat, und jede angenehme Form verabscheut. — Zwar hat sich auch hierin unser Charakter durch die Revolution geändert, aber diese Aenderung war damals noch nicht bewirkt, und es war falsch, sie von diesen Mitteln und auf diesem Wege zu hoffen. — — Richtiger war es daher, daß die Jacobinerhäupter ihre Sprache zur Verständlichkeit der Mindergebildeten herabstimmten, eben dadurch ihre Principien erst Grund fassen, und sich in den Gemüthern selbst ausbilden ließen. Nun verzweifelte keiner mehr an der Einsicht, die ihm vorher unerreichbar schien; die Rechte der Menschen erschienen ihm in einer so einfachen Verständlichkeit und Größe, daß

er um so mehr von ihnen hingerissen ward, je mehr es ihm schien, als hätten diese Wahrheiten schon längst in ihm gelegen, und bedürfen nur einer Auferweckung. Eben so verhielt es sich mit den besondern Principien über die Verwaltung des Vaterlandes, über die nothwendigen Schritte der Freiheit, und über die Mittel, der Aristokratie und dem Despotismus thätig zu widerstreben.

Zu dem Propheten dieser verständlichern Politik war Robespierre auserseheu. Seine mehr natürliche, als durch die Kunst erworbene Beredsamkeit, die von einem regen Enthusiasmus immer angefeuert ward, unterschied sich sehr bald von den gelehrten und rhetorisch calculirten Vorträgen anderer Mitglieder, und gewann ihm bald den großen Haufen seiner Zuhörer. So sehr man auch von Seiten der Gelehrten diese

Art des Vortrags verächtlich beurtheilte, herabsetzte, und sie der geringen Einsicht des Robespierre zuschrieb, so ließ er sich doch nie von dieser Bahn abbringen, sondern überzeugt, daß er eben so reden könnte, wenn er wollte, fuhr er fort, nur das zu thun, was ihm zweckmäßig schien, und schloß sich nicht an eine Parthei an, die er zu unterdrücken bestimmt war.

Anhang im Volke, dies war es vorzüglich, wornach er immer mehr und mehr rang. Deswegen stellte er sich ihm immer gleich, so bald er mit ihm in parallel trat, und suchte selbst die Lagen auf, in welchen er sich so zeigen konnte. Er behielt die Wohnung bei seinem Tischler, bei welchem er schon vor seinem zweiten Auffenthalte in Arras gewohnt hatte, und

die er auch noch jetzt bewohnt, in der Straße der Cordeliers. Er aß am Tische dieser Leute, und litt es nie, daß man um seinetwillen mehr auftischte, auch bezahlte er diesen Tisch in dieser Absicht nur sehr gering, um die Leute zu einer Mäßigkeit zu zwingen, die ihm einmal Achtung und Credit verschaffen sollte. Er gieng mit diesen Leuten oft auf die Spatziergänge, die diese Menschenclasse besucht, und in ihre Vergnügungsörter, wo er es sich zum Gesetze machte, so viel die Gelegenheit sich darböte, zu belehren. Man wird Robespierre schwerlich jemals im Palais de Revolution gesehen haben. Denn obgleich von diesem die Revolution ausgieng, so hielt sich doch der Aristocratismus daselbst ausserordentlich lange, und wenn er je wieder Paris überschwemmen sollte, so wird er

aus diesem Schlupfwinkel des Luxus hervorbrechen.

Indem er aber so um die Gunst des Volks buhlte, versäumte er nicht, seine Gemüthsart zu studiren, und es ganz kennen zu lernen. Darum mischte er sich bei jeder Gelegenheit unter dasselbe, und horchte oft stumm auf die Aeußerungen, die einzelnen entflohen. Er ist oft verkleidet mit unter dem Gedränge vor den Beckerthüren gewesen, und hat sich unter die Menge gemischt, die die Fleischscharren belagerte. Dies hat er jedoch unterlassen, seit das Volk, dessen Augen jetzt ganz auf ihn gerichtet sind, ihn genauer kennt, und vorzüglich, seitdem er einmal entdeckt ward. — Ein Fischerweib, welches auf ihn zugedrängt ward, stieß ihn wider Willen, und entschuldigte sich, indem sie ihn Volksrepräsentant anre-

dete. Robespierre wollte nicht drauf hören, und ward zur Strafe bald bei seinem Namen gerufen. Er konnte dem Gespräch nicht ausweichen, und wußte sich gegen den Vorwurf, daß er hier nichts zu schaffen habe, nicht besser zu rechtfertigen, als daß er sagte: Was bin ich besser, als ihr? Soll ich mein Brodt nicht selbst holen? Soll ich nicht mit eignen Augen sehen wollen, wie ihr leidet? Ich theile alles mit euch.

Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, daß Robespierre alle Mittel, um Volksgunst zu werben, aus sich selbst, seiner Kenntniß unsers Volkes und der Geschichte geschöpft habe. Er blieb noch immer ein Schüler von S — e, bei dem er oft ganze Nächte zubrachte. — Mit Orleans hingegen hat er nie Umgang gehabt; er hat zwar manchmal mit mir bei dem ehe-

maligen Herzoge gegessen, allein man konnte es nur zu deutlich sehen, daß er an ihm kein Behagen fand, und daß Orleans alles vergeblich versuchte, ihn zu seiner Parthei überzuziehen.

Wenn man von einer Parthei Orleans redet, so muß man sich jederzeit erklären. In den ersten Tagen der Revolution war seine Parthei die Parthei der Nation, die seine Büste zugleich mit Neckers umhertrug, und ihn dadurch zu der Würde eines ihrer Lieblinge erhob. Späterhin änderte sich das sehr; das Volk glaubte seine Empörung bemäntelt, — denn wir hatten ehemals ein sehr königisches Gewissen — wenn ein Prinz daran Antheil nähme, und es für diesen alles zu thun glauben dürfte; nachher aber, als Orleans, der über Boulogne sur mer nach England gieng,

(wo er noch angehalten, und erst auf ein Dekret der constituirenden Versammlung freigelassen wurde,) und von dort zurückkehrte, änderte sich die Lage der Dinge außerordentlich. Fremde hatten auf ihn gewirkt. Der Minister einer nebenbuhlerischen Nation, welcher unsern Untergang durch die Revolution wollte, hatte diesen Orleans, der es nie mit einem einzigen Menschen redlich gemeint hat, in Sold genommen, hatte seinem Ehrgeize geschmeichelt, ihm Unterstützungen versprochen, und ihm das Wort gegeben, daß, wenn er durch die Revolte den Staat vernichtet hätte, auf den Trümmern desselben sein Thron erbaut werden sollte. Egalité trieb aber die Sache mit der ihm ganz eignen Unüberlegtheit, die mit einem Sprunge am Ziele seyn will. Er war es, der überall die Motion

wegen des Arrestes gegen Louis Capet am heftigsten unterstützte, der — mit Abscheu gedenke ich dieser Scene, — sich, als der König vor dem Convente verhört ward, ihm ganz nahe setzte, und ihn während der ganzen Zeit des Verhörs durch die Lorgnette beobachtete, der gegen seinen Verwandten das Todesurtheil aussprach, und zuerst drauf antrug, daß man über den Bericht von seiner Hinrichtung zur Tagesordnung übergehen sollte. Ich kenne die Nation, und wette alles drauf, daß man es dem Egalité sehr hoch würde angerechnet haben, wenn er sich, unter dem Vorwande, über seinen Vetter nicht zu urtheilen, aus den Sitzungen des Convents entfernt hätte. Um so mehr mußte er Abscheu erregen, als er sich so überlegt grausam betrug, und um desto natürlicher war die Ver-

achtung des Volkes bei seiner eignen Hinrichtung.

Doch ich greife dem Gange der Begebenheiten vor. Orleans war nichts als eine Maschine der Jacobinerhäupter, die auch diesen Unbesonnenen so zu nutzen wußten, daß er immer glaubte, er benutze sie. Als er Robespierre gewinnen wollte, wußte dieser schon, daß er zu einem Schlachtopfer bestimmt war, und daß er durch sein Betragen seine Hinrichtung rechtfertigen müsse; denn nur so lange gab man ihm Frist zum Leben, weil er einmal Liebling des Volks gewesen war, und von dieser Würde sich erst selbst herabstürzen mußte.

Robespierre war einstmals zu Tische bei Orleans und hatte die Unvorsichtigkeit, eine porzellanene Büste Heinrichs des Vierten vom Tische herabzuwerfen, so daß sie zerbrach.

Als er im Begriffe war, sich zu entschuldigen, fing Orleans ihm mit Verbindlichkeit das Wort auf, und sagte: „Robespierre „ist gewohnt, Tyrannenköpfe zu zerbrechen. „— Dieser hatte kein besseres Schicksal „verdient. —“ Robespierre lachte, und sagte: „Nur der Tyrannenkopf verdient „dies Schicksal, der es duldet. Sie kön„nen es alle verhindern, wenn sie nur klug „sind. Aber die wenigsten sind's, denn „das Zutrauen auf ihre Würde steckt „zu tief in ihrem Blute. —“ Zu diesem Blute gehörte auch Orleans, er ahndete aber den tiefen Sinn von Robespierre's Rede nicht.

So äußerte sich Robespierre schon früher, ehe er öffentlich auftrat, und die Grundsätze laut predigte, die er jetzt ausführt. Es ist nicht zu läugnen, daß es

bis gegen den 10ten August immer eine gewisse Zurückgezogenheit beobachtete, daß er nie offenbar nach Einflusse strebte, und nur zuweilen auftrat, um entweder Andersgesinnte niederzuschlagen, oder sich und seine Grundsätze nicht vergessen zu lassen. Gewaltsam hat er überhaupt nie nach Einflusse gestrebt, sondern vielmehr die Zeit und ihr Forteilen weise benutzt, indem er von ihr sich niemals, auch nur im geringsten, von seinen Grundsätzen abbringen ließ.

Je weniger er aber thätig schien, um desto mehr war er es. Er und seine Gehülfen entdeckten durch ihre Wachsamkeit den Complott, der unter der Armee und in den meisten Garnisonen mit den Emigrirten und den übrigen Feinden des Vaterlandes geschlossen war; er war es auch, der das Dekret wegen der Todesstrafe rückkehrender

Emigrirter durchsetzte. Die Langsamkeit Rochambeaux, Luckners und La Fayettes war ihm längst verdächtig; das defensive System, den Krieg zu führen, schien ihm der Nation, deren Kräfte er kannte; unwürdig, und so brachte er es durch andre dahin, daß La Fayette entfliehen mußte, und Luckner am Ende den Kopf verlohr.

Gleichwohl war diese Zeit mehr dem Studium und der Vorbereitung gewidmet. Er lernte die Menschen und den Staat kennen, und legte sich nicht ohne Erfolg mit Cambon auf die Finanzwissenschaft, und nebenher auf die Kriegskunst. Dabei lebte er in einem Zirkel wenig bekannter Menschen, die er alle zu gewinnen suchte, trieb sich an allen öffentlichen, oft niedrigen Orten umher, um die öffentliche Meinung kennen zu lernen, und hatte gerade unter

der niedrigsten Klasse seine Vertrauten, von denen er die Geheimnisse der höhern erfuhr. Gerade wie ehemals der Hof.

Man sagt, er habe einmal mit Marien Antoinetten, die schlauer war, als vielleicht irgend ein anderes Weib, und in ihm den Mann von Einfluß voraussahe, eine Unterredung gehabt, durch welche diese ihn für den Hof gewinnen wollte. Dies soll damals gewesen seyn, als man den König zwang, ein Jakobinisches Ministerium zu wählen, und Marie Antoinette soll ihn gebeten haben, selbst eine Ministerstelle anzunehmen. Robespierre soll ihr geantwortet haben: „Ich mag nicht reich werden, und bedarf keiner Ministerstelle. Ich stehe im Solde der Nation, der ich eine ewige Verpflichtung schuldig bin, und mein Vaterland ist in einer Lage, wo ich ihm nütz-

licher seyn kann, als auf dem mir angetragenen Posten. Wäre die Despotie noch, so hätte ich ihn angenommen, um sie zu stürzen; denn nur den Ministern und dem folgsamen Monarchen verdankt die Nazion die Freiheit."

Mit Barnave und Bailly hat er nie in Freundschaft gelebt. Er entfernte sich absichtlich von ihnen, und ich glaube, daß er mit keinem von beiden je ein Wort geredet hat. Vorzüglich war ihm Barnave seit der Rückkehr des Königs von Varennes unausstehlich. Die Königin hat ihn gewonnen — sagte er von ihm, — sie ist ein Weib, das mit einem einzigen Wink jeden gewinnt, der nicht recht standhaft ist. — Dies scheint mir zu beweisen, daß er selbst von ihr einmal gewonnen werden sollte. Aber

wie wollte man ihn gewinnen? Er hatte keine schwache Seite.

Weit vertrauter lebte er mit Pethion und Santerre. Diese Menschen waren ihm brauchbarer, ob sie gleich nicht ganz zu ihm paßten; denn Pethion, der mit den Girondisten am föderalistischen System hing, war schon aus diesem Grunde sein Mann gar nicht. Santerre glich ihm mehr, ob gleich seine Rusticität weiter gieng, als Robespierre sie treiben will. Indessen gefiel es ihm, weil Santerre auf diese Art Anhang unter den Sansculotten gewann. — Die Unruhen am 20sten Junius waren von ihm berechnet, und er hatte die Rollen vertheilt, spielte aber selbst keine dabei, wie denn überhaupt die Rollen, wo persönlicher Muth und Gleichgültigkeit gegen Lebensgefahr gezeigt werden soll, nicht für

ihn sind. Um diese Zeit stand die Idee der Republik fest in ihm; am 20sten Junius sollte deshalb die königliche Würde entehrt werden, um den baldigen Sturz zu erleichtern.

Indessen ist es nur zu wahr, daß das Volk mit aller seiner Ausgelassenheit dem Könige und seinem Ansehen an diesem Tage nicht so viel geschadet hat, als er sich selbst schadete. Ein einziger Fehler, den er machte, um das Volk zu gewinnen, hat ihm eben dieses Volk für immer verloren: der unglückliche Trunk aus der Flasche, die ihm ein Soldat reichte, um daraus zu trinken. Das Volk sah zum erstenmale, daß es den König zwingen könne, wozu es nur wolle, und so viel Popularität man in diesem Zuge finden mag, so fand das Volk doch allein Buhlerei um seine Gunst darin, die sich,

wenn sie Glück machen soll, nie so verrathen darf, daß sie absichtlich scheine. Hätte der König bei irgend einem Volksfeste, wo ihm ein Bürger im Rausch der Freude sein Glas reichte, draus getrunken, so würde dieß seine Absichten nicht verfehlt haben; aber hier, wo er in der Klemme war, durfte er es nicht thun.

Mit dem 10ten August verhält es sich wie mit dem 20sten Junius. Robespierre war durch seine Leute thätig, und wirkte durch Maschinen überall; er selbst aber hatte schon drei Tage vorher in einem Keller gesteckt, aus dem er nur hervorgieng, um am Abend des 10ten Augusts in der Nationalversammlung zu erscheinen. — Diese Art von Feigheit ist ihm eigen, so wie eine gewisse politische Standhaftigkeit und Gefaßtheit, die ihn alles unternehmen heißt,

was er irgend vorher berechnen und überlegen kann. Sie besteht vorzüglich in der Ausdauer bei einem geprüften Entschluß, und in dem langsamen Befolgen eines reiflich überdachten Planes.

An diesem Tage fiel die Royotät, die sich kurz vorher so sehr herabgesetzt hatte. In Gegenwart des Königs wurde sie wieder aufgehoben. Dies ist vielleicht die kränkendste Lage, in welche ihn die Revolution setzen konnte. Denn hier konnte er nicht einmal Muth und Gefaßtheit zeigen, die ihm auf dem Schafotte einige Theilnahme erregen mußten. Der ganze Akt war von der Art, daß er sich auf die unbedeutendste Art passiv dabei verhalten mußte. Er war der, mit welchem die übrigen spielen durften, ohne daß es ihm einmal erlaubt war, sauer dazu zu sehen. Indessen läßt

sich behaupten, daß dies nur die ehemalige Königin recht empfand.

Mit diesem Schritte des Staats war die Bühne des Robespierre eröffnet, die er denn auch sogleich betrat, als er sich einigermaßen sicher glauben durfte. Vorher mußten nemlich die Anhänger der Royotät, die in den Gefängnissen steckten, hinweg, und dies thaten die Septembrisirer, von denen zur Schande der Freiheit noch so viele umhergehen, auf welche ein jeder mit den Worten zeigt: Dies ist einer von den Mördern (c'est un des tueurs); denn Mörder nennt man die Helden der Septemberscenen recht vorzugsweise. — Am 21. dieses Monats ward darauf die Republik decredirt, und nun fieng Robespierre sein Spiel an.

Da es manchem scheinen könnte, als wäre Marat mit ihm in Gewinst und Ver-

lust zu gleichen Theilen gegangen, so muß ich sagen, was Robespierre von ihm dachte. Ich habe schon einmal gesagt, daß er bestimmt war, Robespierre den Weg zu bahnen, und durch übertriebene Maasregeln die er vorschlug, den strengen nothwendigen, die Robespierre anwenden wollte, ihr schauderhaftes Ansehen zu nehmen. Hierzu machte ihn sein Fanatismus sehr geschickt, in welchem ganz allein sein Patriotismus lag. Er ist der Herostrat der Revolution, nur daß er nicht im Stande gewesen wäre, zu thun, was er von andern forderte. Er wäre nicht vermögend gewesen, einen Menschen zu verwunden, und doch wollte er hunderttausende von Köpfen fallen sehen, doch rechtfertigte er die Grausamkeiten des Augusts und Septembers. Man hatte ihn einmal aufgefordert, bei der Revolution thätig zu

seyn; er wollte es selbst, und sah ein, daß er es nicht wohl auf eine andere Art seyn könnte. Er folgte seinem Talente, ohne doch deswegen seinen Neigungen zu folgen; denn er selbst war gleichfals ohne allen Muth, wie der Keller beweist, aus welchem er hervordonnerte, und den man, sonderbar genug, auf seinem Grabmahle verewigt hat. Robespierre trieb ihn immer an, auf der Bahn fortzugehen, die er betreten hatte, sagte ihm oft, daß seine Vorschläge allein die Nation retten könnten, und daß er nur die Zeit erwarte, sie auszuführen. Die Nation, behauptete er immer, ist für einen Enthusiasmus, wie Marats, noch nicht reif genug, das heißt, die Nation thut noch nicht mit kaltem Blute was Marat in der Hitze fordert, und die Nation darf nur mit kaltem Blute handeln. — — Oft behauptete

Robespierre, daß Marat sich durch seine Schwärmerei in das Grab bringen werde, daß der allerkleinste Theil der Nation aufgelegt sey, ihm Gehör zu geben, und daß er der Feinde mehr habe, als er verdiene. Er lebt zu früh, sagte er, und wird darum nicht lange leben.

In diesen Aeußerungen findet man sogleich seine Absichten. Robespierre hätte gewiß Marat gestürzt, wenn er hätte auftreten wollen. Marat wäre einer der Ultrarevolutionisten geworden, und unter die Guillotine gekommen. Da die schwärmerische Charlotte Corday ihm den Gefallen that, ihn aus dem Wege zu räumen, so war ihm freilich seine Vergötterung und Heiligsprechung lieber, als seine nachherige Hinrichtung. Der offenbarste Beweis, daß er

ihn gerne auf die Seite haben wollte, ist wohl, daß er ihm die Idee in den Kopf setzte, General zu werden, oder vielmehr als Commissar zur Armee abzugehen. So ganz unglücklich war der Gedanke nicht; denn Marat wäre auf jeden Fall ein guter Anführer gegen die Royalisten in der Vendée gewesen, und hätte da bei den Republikanern durch seinen wüthenden Patriotismus grade das gewirkt, was die Priester durch ihre Gebete und durch ihre Seeligkeitsverheißungen ausrichteten. Je mehr Robespierre sich überzeugte, daß er dazu ausersehen sey, die Republik zu gründen, und das Werk auszuführen, welches so ruhmvoll begonnen hatte, und hiervon überzeugte er sich um so mehr, je mehr sich S — e zurückzog, um desto mehr dachte er darauf, die Zügel der Begebenheiten allein in den Händen zu be-

halten, und alles zu entfernen, was ihm im geringsten widerstreben könnte.

Da er indessen immer die Maschine höherer Machthaber blieb, die seiner Klugheit und der Festigkeit seines Charakters alles anvertrauten; so läßt sich nicht sagen, daß er im geringsten mit Animosität, oder mit persönlichem Haße gegen irgend einen, den er wegzuräumen suchte, verfahren sey. Er hatte seine Befehle erhalten, und diese vollzog er mit der Klugheit, womit ein Mann, der wie er die Meinung des Volks zu nutzen und zu lenken versteht, sie vollziehen mußte.

Doch sind hiervon die Girondisten ausgenommen, gegen welche er einen persönlichen Haß hegte. Ihr föderalistischer Plan war dem Vaterlande, welches überall von Feinden angefallen, und im Innern durch

Zwietracht zerstückelt war, im höchsten Grade verderblich. Die verschiedenen Departements, die so ungleich gesinnt waren, die von besondern Vortheilen träumten, die sie entweder aus ihrer Lage oder selbst aus ihrer Entfernung von dem Mittelpunkte aller republikanischen Thätigkeit zu ziehen dachten, lauerten nur darauf, sich von dem großen Bunde, zu welchem sie die allgemeine Repräsentation des Convents vereinigte, loszureißen, und ihren eignen Launen oder den Eingebungen creditirter und angesehener Demagogen zu folgen. Auf den Grenzen war man hier und da schon bereit, durch schimpfliche Tribute und entehrende Aufopferungen von dem Feinde den Frieden zu erkaufen, den man mit dem Schwerdte gewinnen mußte; man wollte Emigrirte, Engländer und Aliirte in den Schooß aufneh-

men, und unbekümmert wegen des Wohls des Vaterlandes, wenn das eigene nur halb und halb gesichert war, ihnen und ihren Heeren den Durchzug in das Innre des Landes erlauben. Die Vendée ist ein redender Beweis für diesen Satz. Es liegen aber noch andere vor den Augen derer, die mit dem Gange der Begebenheiten vertrauter sind, und die Geschichte der Unruhen von Lyon und Toulon genauer kennen. — Es gab vielleicht nie eine Idee, die dem Vaterlande hätte nachtheiliger seyn können, als grade diesen Föderalismus, der sonst sein mannichfaches Gute haben mag, und für die Nordamerikaner, die sich, nur von einem Feinde gedrängt, und noch obendrein von uns unterstützt, constituirten, vielleicht die passendste Regierungsform war, da ihre Republik

eine Menge von verschieden situirten und organisirten Nationen umfaßt. Ganz etwas anders war es aber mit Frankreich; und hätten die von den Emigrirten aufgehetzten Feinde des Auslandes die Sache recht verstanden hätten sie die Lage unsers Vaterlandes gekannt, so würden sie die Girondisten weit mehr unterstützt haben, als es geschah. Diese waren die allergefährlichsten Menschen. Ihre Gelindigkeit ließ eine Menge von Verbrechern durchschlüpfen, und ihre Nachsichtigkeit artete in eine vollkommene Nachlässigkeit aus. Dabei glaubte die Nation immer die Republik erhalten, wenn sie nur den Namen hörte; sie hätte, indem man den Untergang der Freiheit durch das föderalistische System decretirte, die Freiheit für gerettet gehalten. Dies war gerade der passendste Deckmantel, unter dem

sich alles verbergen ließ; denn da die königliche Würde sich einmal so verhaßt gemacht hatte, daß der Franzose sie nur der Tyrannei gleich hielt; da er selbst von den Fehlern der ersten Constitution durch die blutigste Erfahrung so sehr belehrt war, besser, als er es durch Philosophen werden konnte: so ließ sich nicht daran denken, daß man der Royotät Anhänger verschaffte. Diese werden meine Mitbürger nie dulden. Man muß Franzose seyn, um zu fühlen, wie wahr dies ist. Die Republik mußte man vergiften, wenn man zu seinem Ziele gelangen wollte, so vergiften, daß Rettung unmöglich, und die königliche Regierung zu einer wünschenswerthen Erlösung ward.

Dies sah Robespierre sehr wohl ein, und darum verfolgte er auch die Anhänger dieses Systems mit einem persönlichen Hasse.

Dumourier gehöret zu denen, die ihm am widerwärtigsten waren; und so oft auch seine Siege, die dem Vaterlande so viel werth seyn mußten, und welche auch Robespierre so sehr schätzte, ihn erfreuten, so hörte ich ihn doch eben so oft sagen: „Wenn nur Dumourier sie nicht erfochten hätte.„ Seine nachherigen Kabalen in den Niederlanden waren ihm früh genug bekannt, auch seine Unterhandlungen mit Proly; und als er endlich die Commissarien dem Feind zuschickte, sagte Robespierre nur: das habe ich längst erwartet. Gebt acht, er wird die holländischen Patrioten auch verkaufen. Eine Liste von diesen besaß Robespierre aus Dumouriers Händen. Bekanntlich verkaufte Dumourier eine vidimirte Abschrift des Originals, welches er für eine ungeheuere Summe nach Holland zu-

rückgeschickt hatte, nachher an die Kaiserlichen. So viel Mühe sich daher auch Dumourier gab, um in Robespierre's Freundschaft aufgenommen zu werden, so wenig gelang es ihm. Er hatte wahrlich nicht die Absicht, den damals befehdeten und angeklagten König zu retten; denn ich weiß zu gut, welche Gesinnungen er gegen Robespierre äußerte. Aber er mögte es jetzt den Mächten, in deren Gunst er sich nach dem Verluste seines Vaterlandes einschmeicheln will, gerne überreden. Dumourier wollte nichts anders, als sich den Einfluß sichern, den ihm das Glück durch seine Siege zugespielt hatte, und der ihm zu wanken schien. Robespierre und Marat erschütterten sein Ansehen, und er war klug genung, das Uebel an der Wurzel anzufassen, aber freilich fruchtlos.

Mit Dumouriers Treulosigkeit, auf dessen Treue die Girondisten so sehr gefußt hatten, der eine ihrer ersten Stützen blieb, war auch der Untergang dieser Parthei gewiß. Dumourier hatte wirklich unter dem Volke einen Anhang über allen Glauben. Dieser breitete sich von der Armee aus, und umfassete die unteren Classen des Volks vorzüglich. Nur eine Verrätherei, wie die seine, war im Stande, ihn zu stürzen. Denn so viel auch Robespierre und Marat, die das Uebel von ferne schon sahen, davon entdeckten, so richteten sie doch wenig aus, da das Volk so sehr für Dumourier eingenommen war, daß es seinen besten Absichten nur einen bösen Schein, aber bei alle dem gute patriotische Zwecke zutraute.

Brissot und Carra waren Robespierre

ihres gemeinen Charakters wegen längst verhaßt. Sie benutzten die Revolution wie Gauner und Banditen, aus deren Mitte sie aufgestanden waren. Sie glaubten, die Revolution sey für sie da; ihre Zwecke waren nichts den Zwecken des Volkes untergeordnet; sie wollten bei allen Unternehmungen nur sich selbst Dienste leisten, und suchten vor allen Dingen erst ihren Vortheil aufs reine zu bringen. Solche Menschen waren nicht für Robespierre, der sich immer für einen Sklaven des Nationalwohls, und diese Sklaverei für seinen Stolz hielt. So sehr daher auch Brissot ihm nachlief, so sehr er sich bemühte, ihn in die Zirkel seines ihm angemessenen Umgangs zu ziehen, so wenig gelang es ihm. Robespierre folgte ihm überall, ohne sich deswegen im geringsten fester an ihn zu schließen: er beobachtete ihn,

und lernte ihn hier vorzüglich, als den so sehr gefährlichen Menschen kennen. — So sehr verächtlich sie auch Robespierre behandelte, so ließen sich doch beide von ihm nicht zurückstoßen. Einmal sagte er zu Brissot: Du „mußt Carra einmal erdrosseln, damit wir „den Kerl los werden, für den die „Guillotine zu gut ist.“ Brissot verstand ihn nicht, und glaubte, hier sey nur Carra verächtlich begegnet. Mehrern von Robespierre's Freunden, und fast kann ich sagen jedem, der ihn aufsuchte, ward sein erstes Zimmer (denn er bewohnt nur zwei) geöffnet. Nur Brissot und Carra wurden, sobald nicht schon jemand da war, nicht eingelassen. Als Brissot ihm hierüber einst Vorwürfe machte, und über diese Mißhandlung sich beschwerte, lachte Robespierre ihn aus, und sagte: er werde das ja wohl noch

aus England her gewohnt seyn. — Mißtrauen könne nie voreilig seyn; er würde es selbst wissen, daß mancher sich bei mehrerm Mißtrauen gegen ihn sehr wohlbefunden haben würde.

Gleichwohl gab es manche unter dieser Parthei, die Robespierre schätzte, und um die er recht eigentlich warb. Vorzüglich gehören dahin Gensonné und Guadet. Er schätzte sie als Männer von Kopf und Charakter, und bei allem, was er gegen die Parthei vornahm, wünschte er, sie schonen zu können. Dies war indessen unmöglich, da nicht blos gewisse Menschen, sondern eine bestimmte verderbliche Meinung ausgerottet werden sollte. — Robespierre war immer vorsichtig genug, nie selbst und vorschnell um das Wohlwollen eines Mannes zu werben. Er schmiegte sich nie an Meinungen und Schwächen anderer an,

sondern setzte seinen Stolz darin, immer derselbe zu bleiben. Daher hat er auch nie persönlich um diese Männer sich beworben, wohl aber durch andere, die theils seine Grundsätze gegen ihre Meinungen in Schutz nehmen, theils sie gegen die hereinbrechenden Unglücksfälle warnen mußten. Je mehr Standhaftigkeit aber diese Männer nun trotz dieser Warnungen bewiesen, um desto mehr bedauerte Robespierre ihren Verlust. Ich habe ihn einige Tage vor dem 31sten May fast untröstlich gesehen, und ich weiß gewiß, daß er Gensonné schriftlich gewarnt hat. — In dem großen Gefechte gegen die Girondisten, welches im Nationalconvent entstand, hat Robespierre auch nie des Gensonné erwähnt, oder ihn vorzüglich beschuldigt; aber retten konnte er ihn freilich durch keine Vertheidigung, da er

selbst seine Grundsätze, welche ihn stürzten, zu sehr entwickelt hatte. — Ueberhaupt ist es gewiß, daß, so viel das Vaterland auch durch den Sturz des Föderalismus gewonnen hat, es doch unter diesen Männern manchen Kopf verlohr, welcher schon jetzt so viel geleistet hatte, und auf Dankbarkeit des Vaterlandes Ansprüche machen durfte. Auch läßt sich nicht gradehin behaupten, daß diese Männer erkauft gewesen sind; wiewohl die Verbindung mit so feilen Menschen, als Brissot und Carra, sie verdächtig macht. Auf der andern Seite ist aber auch schwer zu begreifen, wie Männer von solchem Verstande den Nachtheil des Föderalismus für Frankreich nicht eingesehen haben.

Nach dem Sturze dieser Parthei sah das Volk fast allein auf Robespierre, ob-

gleich Danton noch da war, der nicht wenig Lust bezeigte, mit Robespierre um die Volksgunst zu buhlen. Diejenigen irrten sehr, welche aus der erheuchelten Krankheit Danton's, um derentwillen er sich auf einige Zeit von Paris entfernte, und auf dem Lande lebte, schlossen, er werde alle Bewerbung um Macht und Einfluß aufgeben. Es war ein Kunstgriff, der zweierlei Absichten hatte. Danton wollte sehen, wie das Volk seine Entfernung aufnähme, und hoffte nichts gewisser, als daß es ihn bald zurück rufen würde. Zugleich hielt er auch die Entfernung für das beste Mittel, die Gunst des Volks zu sondiren. Denn er hatte, während er fern war, seine Agenten, die für ihn hie und da warben und prüften, wie ein jeder, der sich politischer Absichten wegen entfernt. Die irren, welche die ent-

fernten oder versteckten Demagogen für unthätig halten. Danton hatte gleichwohl das Herzeleid, sich nicht zurück gerufen, und seine Rückkehr nicht mit so allgemeinen Freudenbezeugungen begrüßt zu sehn, wie er erwartet hatte. Hierzu kam, daß er nun mit einemmale sahe, wie viel er verloren hatte. Denn Robespierre war indessen ganz in die Gunst des Volks getreten, und wenn Danton vorher mit ihm rivalisiren konnte, so stand ihm jetzt nur frei, sich unter seine Flügel zu begeben. Daher war alles voller Erwartung, ob sich diese beiden als Freunde an einander schließen, oder als Feinde gegen einander auftreten würden. Im letztern Falle war Dahtons Schicksal gewiß. Ueberhaupt läßt sich sagen, daß das Schicksal eines jeden, der auch in dem kürzesten Zeitraum für die Revolution thätig war, ent-

schieden sey, und daß ihn nichts von der fernern Thätigkeit für dieselbe lossprechen könne. Wer einmal an das große Werk die Hand gelegt hat, muß dabei bleiben. Er fällt, wenn er niederreissen will, er wird unterstützt, wenn er selbst ämsigen Beistand leistet. Glücklicher ist er auf jeden Fall, wenn er der allgemeinen Aufmerksamkeit entwischt.

Danton hat, so lange ich ihn habe beobachten können, bei Robespierre wenig Glück gemacht, und noch nichts als Schonung erreicht. Dies merkt er auch sehr wohl, und eben darum hütet er sich, an irgend einen Ort zu treten, wo er Robespierren verdächtig werden könnte. Er hat immer die Ernennung in einen Ausschuß abgelehnt; auch scheint er nicht sowohl nach Macht und Ehre und Einfluß, als vielmehr

nach Gelde zu streben. Er hat durch die Revolution jetzt ein Vermögen von 4 Millionen Livres, eine schöne Frau, und lebt, wie nur irgend ein Emigrirter leben kann. Diese Disharmonie der Gesinnungen und der Lebensart scheidet Menschen wie Robespierre und Danton auf ewig.

Desto mehr Glück machte aber bei Robespierre ein junger Mann, auf den er längst gemerkt, und den er mit aller der Mäßigung vorgezogen hatte, die man ihm zutrauen kann. Dieser ist St. Just. Seit der Constituzion des Convents ist er Mitglied desselben; er trat aber nie bemerkenswerth hervor, als nach dem Falle der Girondisten. Er gehöret zu den besten Köpfen der Versammlung, und sein Herz zu den unverdorbensten in ganz Frankreich. Er ist ein würdiger Nebenbuhler von Robespierre

in Rücksicht des Patriotismus. Dies würde schon die Wahl des Robespierre bestätigen, wenn nicht ganz Paris in diese Ueberzeugung einstimmte.

Seit der Organisation der Ausschüsse ist in die Thätigkeit der Republik unendlich mehr Ordnung gekommen, als zuvor. Eine solche Einrichtung war auch unumgänglich nothwendig, indem alle Mitglieder des Convents weder des Regierens fähig, noch der Herrschaft würdig seyn können. Mehrere von ihnen sind nicht einmal dazu aufgelegt. Nach meinen Begriffen besteht auch das Wesen der Republik nicht darin, daß viele oder alle die Hände am Ruder des Staates haben, sondern vielmehr darin, daß ein jeder einzelner das Recht hat, Antheil an der Regierung zu fordern, und zu den höchsten Würden des Staats empor

zu steigen. Wenn alle herrschen, kann keiner gehorchen. Wenige müssen die Zügel des Staats halten, und Vorzüge des Geistes und wahrer Patriotismus müssen dazu berechtigen, unter diese wenigen gezählt zu werden; und je mehr die Bürger streben müssen, um zu dieser Würde empor zu steigen, desto mehr, und um desto williger werden sie sich dem Gesetze unterwerfen, und grade um so vollkommner wird die Republik seyn. Diese Art der Staatsverfassung gewährt durch die Freiheit, und den durch sie genährten und blühenden Wohlstand so viel Vortheile, daß man sich schämen sollte, Herrschsucht zur Triebfeder des Republicanismus zu machen. Die Geschichte zeigt, daß eben durch sie die alten Republiken fielen und zu Grunde giengen. — Je enger sich daher der Kreis derer schließt,

die das Wohl des Staates besorgen, um desto sicherer ist es aufbewahrt; nur muß dies sich nie auf einen einzigen concentriren, auch darf die Sorgfalt für das Heil des Staates, und die Würde, mit welcher sie verbunden ist, nie permanent auf einer oder mehrern Personen haften. Herrschsucht ist zu verführerisch, und Mißtrauen darf den Republikaner nie verlassen.

Mit der Constitution der Ausschüße hat sich die Macht Robespierres sehr bevestigt. Er hat durch seinen Einfluß die Mitglieder derselben bestimmt, und sie so gewählt, wie sie für seine Zwecke am besten zu passen schienen. Ein Glück für den Staat, daß seine Zwecke die Zwecke eines Patrioten sind. — Er selbst hat sich an die Spitze der beiden Ausschüße gestellt, die in Rücksicht

der executiven Gewalt die wichtigsten sind, an die Spitze des Wohlfarths- und Sicherheitsausschusses.

Daß man sich nicht wundere, ihn nicht an der Spitze des Gesetzausschusses zu sehen. Sein Einfluß auf diesen, und eben dadurch auf die Constitution des Vaterlandes ist im geringsten nicht beschränkt, da jedes der Gesetze erst dem Convente zur Bestätigung vorgelegt werden muß. Ueberhaupt kam es ihm aber mehr darauf an, zu erhalten, was einmal da war, als für die Zukunft so sehr zu sorgen, die sich aus der Gegenwart von selbst entwickeln muß. Eben deshalb aber war es für ihn unumgänglich nöthig, Gewalt in den Händen zu haben, um den immer regen Machinationen der Feinde des Staats eine kräftige Aufmerksamkeit entgegen zu setzen.

Diese Feinde der Freiheit werden so bald noch nicht verschwunden seyn. Es giebt ein gewisses Gewöhnen an Meinungen, die man eben darum schwerer verläßt, als wenn man von der Wahrheit derselben überzeugt wäre. Dies findet bei allen Leuten von gewissen Jahren Statt; und so giebt es eine Menge von Freunden der alten Verfassung, die, ohne leidenschaftlich gegen die Republik eingenommen zu seyn, sie darum hassen, weil sie sich daran nicht gewöhnen können. Dazu kömmt, daß manchem die Republik, vorzüglich in der Periode ihres Werdens, zu viele Mühseligkeiten macht. Denn für Phlegmatiker ist die republikanische Verfassung nicht; für diese taugt die Monarchie weit mehr, wo alle ihre Pflichten sich in einen ruhigen Gehorsam concentriren, indeß sie alle Rechte,

aber auch die ganze Mühe der Verwaltung derselben, einem andern übertragen.

Heil meinem Vaterlande! wenn diese Feinde, die es zu unbequem finden, zu hassen, und thätlich zu hassen, die nur aus ihrem Sorgenstuhle hervorschmollen, die einzigen Feinde seiner Wohlfarth und Freiheit wären. Es ist nur zu wahr, daß die Vorurtheile der alten Verfassung, und besonders der scheinbare Glanz derselben, noch eine Menge Anhänger haben; es ist nur zu wahr, daß der Charakter der Franzosen noch im allgemeinen nicht veredelt genug für die Republik ist, daß es noch eine Menge von Menschen giebt, die ihre niedrigen Talente unter einer despotischen Verfassung weit besser an den Mann zu bringen, und zu Gelde zu machen hoffen; es ist nur zu wahr, daß die Ausgewanderten, so wohl durch ihr Geld,

als durch ihre sonstigen Verbindungen eine Menge von Spionen halten, die auf das Einschlummern der republikanischen Wachsamkeit lauern; es ist nur zu wahr, daß Priesterhaß unvertilgbar ist, daß der Mensch bei dem Gedanken an den Todt von neuem anfängt, sich vor der Hölle zu fürchten und auf den Himmel zu hoffen, und daß eben deswegen die ehemaligen Priester nie aufhören werden, Feinde der Republik zu seyn, und daß es ihnen nie an Anhängern fehlen wird.

So lange es indessen einen Robespierre giebt, hat das Vaterland nichts zu fürchten. Ob er aber nichts zu besorgen habe? ist freilich eine andere Frage. Ich mag kein Prophet seyn, wiewohl der Aberglaube vermeint, daß die Sterbenden eine Voraussehung der Zukunft besitzen, und ich mich

mit vollem Rechte zu den Sterbenden zählen kann.

So gewiß es mir ist, daß Robespierre so lange vor jeder Faktion sicher seyn kann, als er es mit dem Vaterlande redlich meint; denn eben so lange ist das ganze französische Volk seine Leibwache, und dies wird nie dulden, daß man ihm seinen Beschützer entreiße; so wahrscheinlich ist es mir doch, daß er nicht eines natürlichen Todes stirbt. Ich habe ihm dies oft in die Augen gesagt, und ihn mit der Ruhe dazu lächeln sehn, die mir verkündigte, daß dies auch seine Ueberzeugung sey, und daß er sich darauf gefaßt gemacht habe, als er die wichtige Rolle übernahm, die er jetzt spielt. — Die Guillotine ist aber nicht für ihn erfunden. Er wird nie ein Verbrechen begehen, das ihn unter diese Maschine, die von der Gerech-

tigkeit verwaltet werden soll, bringen könnte. Er wird auch nicht einmal so viel Schein des Verbrechens auf sich laden, daß man ihn mit einigem Scheine des Rechten hinrichten könnte. Eine Faktion und ihre Herrschsucht wird ihn nie unter das Mordbeil bringen; denn da die mächtigsten neben ihm verschwanden, wie wäre es möglich, daß neben ihm eine neue emporsteige und mächtiger würde, als er? — Sollte, was mit jedem Tage unmöglicher wird, und was kein Franzose mehr fürchtet, — sollte es den auswärtigen Feinden gelingen, Frankreich zu erobern, — ein ungeheuerer, unmöglicher Gedanke, — sollten sie nach Paris dringen, und dem Convente auf dem ganzen Boden des Vaterlandes keine Stelle mehr bleiben, von wo aus er patriotische Gesetze gäbe: so bin ich überzeugt, daß Robes-

pierre fechtend gegen die Feinde fallen, und so den Tod des Berufes dem kühnsten Selbstmorde vorziehen wird.

Dahin wird es aber nicht kommen. Desto eher ist er aber den feilen Dolchstichen feiger Feinde ausgesetzt; und es ist nur zu sehr zu fürchten, daß ihn Frankreich einmal durch eine zweite Charlotte Corday verliere. Diese Meinung erhält um so mehr Gewißheit, da er selbst in Rücksicht seines öffentlichen Erscheinens so sorglos ist, und es gar nicht verstecken will, daß auf seiner Thätigkeit und Wachsamkeit das Glück des Staates vorzüglich beruhe. — Es ist sein Unglück, daß die Strahlen des Patriotismus und der Verdienste um das Vaterland sich so sehr in ihm vereinigen, daß dies selbst den blödesten Augen der Volksfeinde auffallen muß. Aus diesem Grunde wünschte ich ihm

die Verborgenheit derer, die ihn führen, die sich gut genug auf die Wahl ihrer Menschen verstanden, um einen Mann an die Spitze zu stellen, der ohne allen andern Ehrgeiz nur darnach strebt, rühmlich den Tod für das Vaterland zu sterben. Es läßt sich indessen hoffen, daß grade diese Menschen alles anwenden werden, um einen Mann zu halten, der für sie eben so wichtig als unersetzlich ist. Denn Frankreich hat nur wenige, die ihm gleichen; und welches Land könnte sich wohl rühmen, viel Männer dieser Art zu besitzen?

Bürgerrepräsentant!

Ueberzeugt, daß du mir nicht zürnen wirst, wegen dieser Prophezeihung, die zu deinen täglichen Wünschen und Gelübden gehört, versichre ich dir, daß ich dich nur

um dieses Todes willen beneide. Ich kenne in meinem ganzen Schicksale nichts kränkenderes, als daß mein Tod das Ansehen einer Strafe erhält, und daß ich als Feind der Republik zu sterben scheine, da es von jeher mein eifrigster Wunsch war, für dieselbe zu bluten. Wenn du nach meinem Tode dies Werk liesest, und mich erkennst, so bedaure mich, daß ich nicht Festigkeit genug hatte, durch Blut zu waten, und daß Gesinnungen von Menschlichkeit in mir wohnten, die mich zu Schonungen verleiteten, welche bei dem jetzigen Zustande der Republik Verbrechen werden. Beklage mich, daß ich mein Ohr gefälliger den sanftrathenden Freunden, als deiner strengen und finstern Wahrheit lieh.

Hier würde ich meine Schrift schließen, wenn die Barrieren von Paris die Gränzen meines Vaterlands und der Republik wären, wenn ich nicht hoffen dürfte, auch in den fernsten Provinzen gelesen zu werden, wo der Name Robespierre geschätzt und geliebt wird. Darum will ich hier noch einiges von seinem Privatleben anführen, was freilich dem Pariser sehr bekannt seyn muß, da Robespierre aus allen seinen Verhältnissen kein Geheimniß macht, was aber doch manchem in der Ferne unbekannt und gleichwohl wichtig seyn könnte, da es nur zu wahr ist, daß in den kleinern Zügen der Häuslichkeit sich der Charakter der Menschen vorzüglich darstellt.

Robespierre mag jetzt ein Mann von etwas über 40 Jahren seyn; ist schlank gewachsen, doch verräth sein Bau nichts schwächliches, sondern hat vielmehr recht viel Festigkeit. Seine Muskeln sind stark, ohne sehr mit Fleische überzogen und verkleidet zu seyn, seine Schenkel und Arme grade und voll. Seine Höhe beträgt über 6 Fuß, und er hält seinen Körper sehr aufrecht. Alle seine Anstrengungen und Nachtwachen haben das Aeußere seiner Gestalt nicht schwächen können. Seine Brust ist breit, sein Athem lang und voll, und der Unterleib weder unangenehm hervorstehend, noch hineingezogen. Er gehört schon seines Baues wegen zu den schönen Männern, in welche Klasse ihn seine Phisiognomie mit dem vollsten Rechte stellt.

Auf einer breiten von keinen Falten entstellten Stirne wölben sich die beiden dun-

keln Halbzirkel seiner Augenbraunen, unter denen ein dunkelblaues Auge liegt, welches eben so sehr den Ausdruck des Feuers, als des Ernstes und Nachdenkens hat, und die Glut der Schwärmerei mit einer unbeschreiblichen Sanftheit vereinigt. Zwischen diesen erhebt sich eine Nase von der angenehmsten Gestalt, weder gekrümmt noch aufgeworfen. Auf den nicht zu sehr gefüllten Wangen liegt eine blühende Röthe, wie sie dem männlichen Alter eigen ist, und um den Mund eine Freundlichkeit, die nur dann weicht, wenn seine Lippen einen gerechten republikanischen Unwillen überschäumen. Dunkles Haar, welches er gewöhnlich in leichte Locken schlagen läßt, umfließt diese schöne Bildung, deren angenehmes Colorit durch den blauen Bart sehr gehoben wird.

In seinem Anzuge ist er eben so wenig sorglos, als eigensinnig. Seine gewöhnliche

Tracht ist ein grauer Frack, eine farbige Weste, dunkle Unterkleider und Halbstiefeln. Im Sommer trägt er keine Halsbinde, auch reißt er sie oft, wenn sie ihm bei dem Reden lästig wird, plötzlich los. Einen runden Hut trägt er immer. Die rothe Mütze hat er in der letzten Zeit ganz abgelegt. — Die Kleidung der Volksrepräsentanten trägt er nur in Nationalgeschäften. — Seine Geschäfte macht er jetzt immer zu Fuße ab. Sonst pflegte er wohl zu fahren, und es ist bekannt, daß das Volk ihm einmal, als er ein sehr wichtiges Dekret, auf dessen Inhalt ich mich nicht entsinne, durchgesetzt hatte, die Pferde ausspannen, und seinen Wagen nach Hause ziehen wollte. Robespierre sprang aber aus demselben heraus, verwies den Bürgern ihr unrepublikanisches Betragen, und gieng, so sehr es auch regnete, zu Fuß nach seiner Wohnung. —

Zu Pferde habe ich ihn nie gesehen. Er soll zum Reiten zu zaghaft seyn.

In seinem häuslichen Leben ist die Simplicität an der Tagesordnung. Er hat niemand um sich, als die Tischlerfamilie, bei welcher er so lange wohnt, als er in Paris ist. In demselben Stockwerk, in welchem er wohnt, hat noch ein junges Frauenzimmer gegen ihm über ihre Behausung. Man glaubt, daß sie mit ihm im Verständniße sey, und dies mag für manchen sehr viel Wahrscheinlichkeit haben, der dergleichen nur zu leicht vermuthen zu dürfen glaubt. Robespierre hat von ihr nie geredet. Indessen daraus läßt sich bei ihm freilich auch wenig schließen.

In der Familie seines Tischlers ist er wie Kind im Hause. Die Frau desselben vertritt Mutterstelle, und besorgt ihm alle seine Bedürfnisse. Er steht sehr zeitig auf,

und sein erstes Geschäft, woran er sich seit vielen Jahren gewöhnt hat, ist dann, seinem Wirthe in der Werkstatt einen guten Morgen zu sagen. Alsdenn arbeitet er einige Stunden, ohne etwas anderes zu genießen, als ein Glas Wasser. Während dieser Zeit darf ihn niemand stören. Nachher läßt er sich frisiren, welches gewöhnlich auf einer freien Gallerie im Hofe geschieht, die an sein Schlafzimmer stößt. Seit er so beliebt geworden ist, dringen sich die Leute darnach, ihn alsdann zu sehen. Er bemerkt dies jedoch nie, liest während dieser Zeit die Zeitung oder die Flugblätter des Tages, und genießt sein Frühstück, welches in etwas Wein, Brodt und einigen Früchten besteht. Wenn er nicht liest, so sieht er vor sich nieder, oft auf die Hand gestützt, und scheint über etwas sehr wichtiges nachzudenken. Nach dieser Zeit geht

er wieder an seine Arbeiten, bis ihn seine öffentlichen Geschäfte abrufen. Früh Morgens nimmt er nie Besuche an, außer wenn jemand es sich gefallen lassen will, die Augenblicke zu benutzen, in denen er sich frisiren läßt. Er ißt am Tische seines Wirths, wo er selbst jederzeit vorher ein Gebet spricht. Als die Frau einstmals äußerte, daß ihr Tisch ihm nicht mehr gut genug seyn könnte, nahm er ihr dies sehr übel. Er zahlt nicht mehr für denselben als Anfangs, um die Leute nicht zu verwöhnen; selbst in den Zeiten der Theurung hat er nicht mehr gegeben, um sie zu zwingen, sich an das gewöhnliche zu halten. Er läßt auch nie absagen, wenn er zu Tische ausgebeten ist, weil er voraussetzt, daß für ihn nichts besonderes bereitet werde. Um denn doch aber die guten Leute, die seine Armuth theilten, auch seine verbesser-

ten Umstände mit genießen zu lassen, hat er ihren Kindern manche Wohlthaten erzeigt. Er hat ihren Sohn, der gleichfalls ein Tischler ist, etablirt, oder wenigstens zu seinem Etablissement etwas vorgeschossen, und der Tochter hat er ein Brautgeschenk versprochen, wenn sie einen Bürger heirathen wolle, der für das Vaterland gefochten hat. — Bei Tische genießt er nichts, als was seine Wirthsleute genießen; er trinkt sogar von ihrem schlechten Weine. Nach Tische läßt er sich sogleich Kaffe bringen, bleibt eine Stunde zu Hause, in der er Besuche erwartet, und geht dann gewöhnlich aus. — Seit er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ist, hält er sich einen Attaché; vorher besorgte ein kleiner Knabe seine außerhäuslichen Geschäfte, den seine Wirthsleute als Waise zu sich genommen hatten.

Seit dieser Zeit kömmt er auch äußerst

spät zu Hause. Im Wohlfahrtsausschusse arbeitet er oft bis nach Mitternacht. Aber auch wenn er da nicht ist, trifft man ihn doch nicht vor Mitternacht zu Hause. Wo er sich da aufhält, weiß keiner. Wer ihn Abends sucht, wird auf den folgenden Tag wieder bestellt. Da ich ihn genau beobachtete, und es mir zu gut hielt, ihn auch zu belauschen: so schlich ich ihm zuweilen nach, und habe gefunden, daß er oft zu S — e gieng. Es ist von beiden sehr klug, daß sie ihre jetzigen Verhältnisse verbergen; denn das Volk würde erbittert werden, wenn es in seinem angebeteten Robespierre nur die Maschine eines andern sähe. Vielleicht gebe ich schon durch die Stelle der Anekdote ihre ganze Deutung, welche ich jetzt erzählen will. Als Robespierre krank war, schlich durch die Hintertreppe seines Hauses an jedem Abend ein kleines Männchen im grauen

Mantel zu ihm. Es gieng durch die Gallerie in sein Schlafzimmer, und von da in die Stube, wo er zu arbeiten pflegt, welche sonst kein Fuß betreten darf. Nur die alte Wirthin, die sein ganzes Zutrauen durch eine lange Prüfung errungen hat, darf dies Zimmer betreten. — Am Morgen sah man dieses Männchen wieder gehen. — Wer da weiß, daß diese Krankheit nur ein politischer Kniff war, wird diese nächtlichen Conferenzen nicht wunderbar finden.

In den Versammlungen des Nationalconvents fehlt Robespierre selten. Gleichwohl sind die Geschäfte des Wohlfahrtsausschusses und bei den Jacobinern ihm die Hauptsache, weil auf diesen beiden sein Ansehn vorzüglich beruht. Er steht jetzt an der Spitze von allen diesen drei Collegien, und folglich an der Spitze von Frankreich. —

Der innere Charakter seiner Reden ist in Paris, wo ihn ein jeder so gern hört, bekannt, und auch in den Departementern kennt ihn ein jeder, da die meisten im Drucke erscheinen. Ich habe daher nur von seinem Anstande als Redner einige Worte zu sagen. — Wenn er die Rednerbühne besteigt, so geschieht dies weder mit einer gesuchten Nachlässigkeit, noch mit einer affektirten Gravität. Sein Gang ist weder vorschnell, noch springend, wie Marats, sondern ruhig, als wollte er schon hierdurch andeuten, daß ihm der Platz ohne alle Widerrede gebühre. So bald er aufgetreten ist, kann man es ihm ansehen, ob er lange reden, oder nur kurz seine Meinung sagen, und sein Veto einlegen will. Im ersten Falle hält er eine Weile an, als wolle er theils seine Gedanken sammlen, theils das Stillschweigen erwarten, welches seine Worte

verdienen; er öffnet dann einige Knöpfe der Weste über der Brust, schürzt die Knoten der Halsbinde auf, läßt seine Augen im Kreise umhergehen, und beginnt langsam mit steigender Stimme und Affekt. Im letzten Falle bricht er ohne Zaudern mit Heftigkeit los, der Ton seiner Stimme ist gespannt und schreckend, und jedes Geräusch muß vor ihm zurückweichen.

Seine Gesticulation bei dem Reden ist äußerst schwach. Er wirft die Arme weder umher, noch schließt er sie unbeweglich an, sondern hält sie in einer leichten Schwebung über der Brust. Das thätigste hierbei sind seine Augen, die auf den Gesichtern eines jeden lesen, und in den Minen jedes einzelnen schon die Sentenz zu finden glauben. Es ist gewiß, daß er durch die Gewalt seiner Blicke manchen bestimmt. Uebrigens beglei=

Bayerische Staatsbibliothek München

ten seine Gesichtszüge die Rede vortreflich; sie sind ein lebendiger Erklärer seiner geheimsten Empfindungen, und ein einziger verächtlicher Zug um den Mund macht oft das zum bittersten Spott, was der, welcher diesen nicht bemerkt, für Ernst halten sollte. So hat er von Anfang geredet, schon als er Advokat noch war. Ueberhaupt ist Ausdauern bei seinen Principien Hauptgesetz für ihn. Er hat, sobald er sich einmal bestimmt hatte, nie wieder geschwankt. Von jeher war die Republik sein Gesichtspunkt; auch hat er den Atheismus, den die Nation einmal dekretiren sollte, immer bekämpft.

Dies ist indessen nicht zu verwundern, wenn er gehorchen, und Ungehorsam so gut fürchten muß, als seine eigenen Untergebenen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX X.90

178 Maximilian ROBBESPIERRE, in seinem Privatleben geschildert von einem Ge
fangenen im Pallast Luxenburg. Aus d. Franz. XXII, 226 S. Mit gest. Porträt in Rö
tel. Kl.-8°. Ppbd. d. Z. m. RSchild. Ohne Ort u. Jahr (Berlin, Nauck, 1794). 950,
Erste Ausgabe. „Vielleicht ist in der ganzen Zeit der Revolution kein Buch erschiene
welches so verdächtig wäre, als die Vie privée de M. Robespierre, die im Maymonat zu P
ris herauskam, und kaum einen Tag nach ihrem Erscheinen verschwunden war. Unter d
Larve eines Patrioten greift der Verfasser seinen Helden, den er zu schützen sucht, gerad
von der gefährlichsten Seite an . . .“ (Vorrede des Übersetzers). – Titel mit gelöschtem
Stempel. Schnittfarbe in Porträt und Titel eingezogen. Sonst gutes Exemplar. – Fromm VI
26553.

KM + ohne Orig.-Tit. Guérard = vo NUC = vo

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Robespierre, Maximilien de, 1758-1794 [Dargestellte Person] [Sonstige]

Maximilian Robespierre in seinem Privatleben

[Berlin] [1794]

Biogr. 3306 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069324-9
VD18 10631704